



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 1

Herausgegeben von der „Lippischen Landes-Zeitung“

1954

Bad Salzuflen mit reicher Vergangenheit

Querschnitt durch die ältesten Urkunden mit Erinnerungen an Karl den Großen

Während die Salzgewinnung in Salzuflen urkundlich zum erstenmal in einer archivaalischen Niederschrift der Paderbornischen Annalen vom Jahre 1048 genannt wird, als der Bischof Nothe von Paderborn dem Kloster Abdinghof in Paderborn ein „locum salis in Uflen“ übertrug, kommt der Name des Ortes in den Annalen Einhardts, des Freundes und Biographen Karls des Großen, bereits im Jahre 779 vor.

In Ausführung seines im Jahre 775 auf dem Reichstage zu Dürren gefaßten Beschlusses, den ewigen Sachsentrieben ein Ende zu machen und das „treulose und eibbrüchige Volk der Sachsen“ anzugreifen und so lange im Kriege zu bleiben, bis es entweder besiegt sich der christlichen Religion unterwerfe oder ganz ausgerottet sei, drang Karl der Große 779 bei Lipperode über den Rhein, besiegte bei Besholt an der Aa westfälische Scharen, die ihm den Weg versperren wollten, und kam dann ungehindert in das Gebiet der Engern. In Miduffuli oder Midofulli (jetzt Salzuflen) schlug er für einige Tage sein Standlager auf. „In Midofulli erschienen die aufständischen Engern, auch die Ostwestfalen, stellten Geiseln in großer Zahl und leisteten von neuem den Treueid. Die Aufständischen hatten ihre Freiheit und ihren Grundbesitz verwirrt.“ (Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, Berlin 1881, Seite 271).

Der durch nichts begründeten Annahme verschiedener Forscher, daß es sich um Uffeln bei Blotho auf dem rechten Weserufer gehandelt haben könnte, darf man mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Daß Medofulli (Miduffulli, Midofulli) hier im jetzigen Salzuflen zu suchen ist, wird durch verschiedene gründliche Forscherarbeiten neueren Datums bestätigt. (Siehe Lippische Regesten von A. Preuß und A. Falkmann, I. Band, 1850, Nr. 64. — Prof. Langewiesche: Ravensberger Blätter 1920, S. 50. — Dr. Joh. Heinrich Meyer: Aus Vor- und Frühgeschichte, Niedersächs. Heimatbücher, Band 4, S. 23, dessen Ansicht durch den Prof. der Geschichte Karl Hampe bestätigt wurde. — Viefänder: Chronik der kath. Pfarrei Salzuflen, 1926, S. 16. — W. Böler: Die Stadt der vier Dörfer, Lipp. Staatszeitung vom 26. August 1938. — Hans Grunewald: Aus der Geschichte der Stadt im Führer durch Bad Salzuflen, 1940, V. Auflage. — Walter Händel: 1200 Jahre in Stichworten, 1941, S. 11. — Nach den zu Beginn des 20. Jahrhunderts veröffentlichten Heberregistern des 12. Jahrhunderts der Abtei Herford bestanden hier noch im Mittelalter die Wohnplätze Mittliffen (Miduffuli = medium, Uflen = Mitteluffen), Quaduffen (d. i. Sumpffufen oder Kotuffen), Soltuffen (villa Soltufon = Hofbezirk Salzuflen) und Rydderuffen.

Quaduffen lag an der Berre neben Miduffuli (dem mittelfsten Uflen) nach Herford zu. Soltuffen wird im Bereich der jetzigen Innenstadt gelegen haben. Bei Ausgrabungsarbeiten für das jetzige Postgebäude am Salzhof wurde festgestellt, daß viele Kulturschichten hier im Herzen der Stadt übereinander liegen. Selbst eine Reihe mächtiger Eichenpfähle kam in beträchtlicher Tiefe zum Vorschein, die hier als Rest für einstige Bauten eingerammt worden sind. Böler (Alt-Salzuflen, 1931, S. 67) vermutet, daß hier der Boden der ältesten Siedlung zu suchen sei. Rydderuffen lag in der Ahlenbreite oder Ellenbreite, wo heute noch die Flurbezeichnungen Auf'm Rattstaken, hinter dem Rattstaken, der

Brunnenplatz und der Pagenbusch darauf hinweisen. In der Mitte zwischen Soltuffen, Quaduffen und Ritteruffen lag also etwa vom Wellensfeld bis zur Fliegerfiedlung Mitteluffen (Mittliffen oder Midofulli).

Dem Kenner der örtlichen Verhältnisse widerstrebt es, anzunehmen, daß König Karl das Lager seines großen Heeres gerade bei Blotho aufgeschlagen haben könnte. Die Geschichtsschreibung berichtet, er zog an die Weser bzw. bis zur Weser oder besser in die Wesergegend; niemals aber ist gesagt oder überliefert worden, daß er gerade über die bei Blotho besonders schwer passierbare Weser gezogen sei, um im dortigen Uffeln sein Standlager aufzuschlagen. Würde dem so gewesen sein, so wäre dies zweifellos nicht unerwähnt geblieben.

Steht man aber in der Gemarkung des einstigen Mittliffen in Salzuflen und überhaut die weite im Süd-Westen von der Berre und im Nord-Osten von den Höhen des Obern- und Stufenberges von der Natur geschützte Ebene nach Herford zu, so wird man die günstige Lage für ein größeres Standlager nicht bestreiten können in Verbindung mit der von Salzuflen zur Weser führenden alten Heerstraße.

Die Einhardi annales 779 berichten hierüber: „Carolus rex . . . inde ad Wisuram veniens castris positus in loco nomine Miduffuli stationem per aliquot dies habuit“, das heißt nach Übersetzung des mit dem Latein des Mittelalters besonders vertrauten Stud. Rates Schäfer, Berlin (jetzt Bad Salzuflen): „König Karl kam von dort in die Wesergegend, schlug ein Lager auf und hielt dann in einem Orte namens Miduffuli einige Tage hindurch ein Hoflager ab“.

In den Fränkischen Annalen heißt es: „Carolus ad Viseram veniens / castra in loco Medofulli statuit per aliquot dies habuit / ibi Angri Oshali venientes / obsides dederunt.“ Die Übersetzung nach Schäfer lautet: „Als Karl in die Wesergegend kam, schlug er an dem Ort

Medofulli für einige Tage sein Standquartier auf. Dort kamen die Angri und die Ostphalen und stellten Geiseln.“

Das Gleiche berichten die annales Laurissenses und die annales Tiliiani 779 (Monumenta Germaniae historica, Tom. I).

Nach Schäfer wird „ad“ bei Ortsnamen schon in Caesars Gallischem Krieg oft in der Bedeutung von „in der Nähe“ gebraucht. Das wörtliche „bei“ ist also schon im klassischen Latein in seiner Bedeutung ausgeweitet bzw. abgeschwächt. Die mittelalterlichen Geschichtsquellen verwenden es häufiger in dem Sinne von „in der Nähe“, „in der Gegend“, als in der engeren von „unmittelbar bei“, „an“.

Die weiteren maßgeblicheren Übersetzungen erwähnen gleichfalls nichts von einem Übergang über die Weser.

„Der König rückte nun ins Land der Westfalen ein, wo sich ihm alles unterwarf. Von da zog er an die Weser, schlug an einem Orte namens Miduffuli ein Lager auf und blieb daselbst mehrere Tage“ (Einhardts Jahrbücher 779 von W. Wattenbach, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Dr. Otto Abel).

„779. König Karl wiederum in Sachsen bis zur Weser.“ (Annales Mosellani — Mon. Germ. Hist. SS. XVI., p. 496.)

„779. In diesem Jahr zog der berühmte König Karl mit einem großen Heer nach Sachsen; wiederum verwüsteten sie und stießen sie alles in Brand bis zur Weser.“ (Annales Petaviani SS. I. 16 sp.).

Auch eine hier vorliegende Photokopie der Abschrift der Annalen der Generaldirektion der National-Bibliothek in Wien läßt die Annahme nicht zu, daß Uffeln jenseits der Weser in Frage kommt.

Im Herbst 784 kam Karl der Große nochmals ins Land der Sachsen und feierte ganz in der Nähe der sächsischen Feste Stidrioburg (Schieder) an der Emmer zum erstenmal im Sachsenlande das Weihnachtstfest. Von hier aus zog er dann über Salzuflen nach Herford und so auf der großen Straße weiter nach Rehme (Hartmann: Geschichte der Provinz Westfalen, Berlin 1912, S. 33).

Walter Händel.



Der Salzhof in der Altstadt von Bad Salzuflen

Friedrich Basedow mit Husaren in Barntrup

Der Herzog von Wellington reichte tapferen Soldaten einen Labetrunk

In den kriegerischen Zeiten um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert gründete England hauptsächlich für seine Zwecke im Kampfe gegen Napoleon I. die englisch-deutsche Legion. Sie bestand fast nur aus deutschen Landsknechten und wurde auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen eingesetzt. Sie kämpfte in Dänemark, in Spanien, Portugal (Gibraltar), im südlichen Frankreich unter Lord Wellington und zuletzt auch 1815 bei Waterloo. Ihr ruhmreiches Verhalten brachte der Legion in Tagesbefehlen und Berichten viele Anerkennung. Nach Beendigung der Kampfhandlungen wurde diese Truppe aufgelöst und als Sturmmusik für die neu aufzustellende hannoversche Armee verwendet. Noch im Verband des alten deutschen kaiserlichen Heeres trug diese Truppe auf dem linken Armel der Uniform ein schmales blaues Bändchen mit der Aufschrift: Gibraltar. Eine vollständige Geschichte der Legion erschien im Jahre 1832 in Hannover. Verfasser ist ein Beamter, der in seinem Werke von der Tapferkeit eines Husaren berichtet. Da dieser in seinen späteren Jahren nach Barntrup kam, wo er auch gestorben ist, werden unsere Leser gewiß gern von den abenteuerlichen Vorfällen, wie sie von ihm der Geschichtsschreiber erzählt, erfahren.

Davor senden wir noch einige Bemerkungen voraus:

Nicht alle Barntruper wissen es, daß, wenn sie sich in geruhlosen Stunden in ihrem schönen Stadtpark ergehen, unter ihren Füßen die Gebeine dahingestreckener Geschlechter ruhen — der Park war einst der Friedhof der Stadt. Noch weniger wird bekannt sein, daß unter dem östlichen Wege des Parkes, dicht am Kinderplatz, jener tapfere Soldat begraben liegt, von dem wir erzählen wollen, von Otto Nikolaus Friedrich Basedow. Das Barntruper Totenbuch enthält über ihn folgende Eintragung: „Otto Nikolaus Friedrich Basedow, Veteran der englisch-deutschen Legion (Husar), geboren zu Brackep, im Königreich Hannover am 19. Juli 1783, cop. (getraut) am 15. Dezember 1816 mit Karoline Juliane Amalie Sölter alhier, gestorben am 10. Januar 1866 an Altersschwäche.“

Kein Grabstein kündigt mehr von ihm, aber Beamte feht ihm in seinem Geschichtswerk folgendes Ehrenmal:

An dem Feldzuge gegen die Dänen Anno 1807 wurde der Husar Otto Basedow vom dritten Husaren-Regiment mit fünf anderen Husaren unter dem Kommando des Wachmeisters Kronshagen in der Gegend von Kopenhagen zum Retagieren ausgeschied. Er bemerkte zuerst vier mit Proviant für die dänische Armee beladene Wagen. Der kommandierende Wachmeister hatte keine Lust, diese Wagen und deren Bedeckung anzugreifen. Basedow jagte allein darauf los, nötigte die Bedeckung von acht Mann Dänen zur Flucht, bemächtigte sich der Wagen mit Pferden und führte sie mit dem inzwischen nachgeeilten Husaren Botterdom seinem Regiment zu.

In dem Treffen bei Benevente in Spanien wurde Otto Basedow von acht Kavalleristen der französischen blauen Garde umringt. Die Feinde forderten ihn auf, sich zu ergeben, allein er setzte sich zur Wehr, bekam zwei bedeutende Kopfwunden, hieb jedoch vier Mann vom Pferde herunter und befreite sich so von der Gefangenschaft. Sein treuer Begleiter und Gehilfe, sein Säbel, hatte zweiundfünfzig Scharten erhalten.

Auf dem Rückzug von Sir John Moor im Dezember 1808 befand sich Basedow bei der alliierten Nachhut, welche von der feindlichen Kavallerie arg bedrängt wurde. In einem der verschiedenen Angriffe wurde der Husar Greberg verwundet und gefangen davongeführt. Basedow, der seiner Kameraden von zwölf feindlichen Husaren umringt sah, stürmte, obgleich kein Regiment währenddessen zurückging, vorwärts und befreite Greberg aus den Händen des Feindes.

Der vormalige Husar Otto Basedow lebt jetzt im Alter von sechzig Jahren in Barntrup, in der arbeitenden Klasse, fast kümmerlich, doch hat er kultiviert die Obstbäume und das Barntruper Holz. Was ihm von der groß gewesenen Anerkennung seiner Oberen und von seiner kriegerischen Laufbahn übriggeblieben, das sind viele schwere Wunden, eine durch zufällig unglücklich gering bemessene englische Pension und — sein eigenes Andenken, womit er sein Alter labt.

Doch nicht die englische Pension allein ist ihm geblieben, nein, ein größeres Glück ist, daß er bis jetzt noch die Gnade der göttlichen Vorsehung genossen, sich und seine Familie von seiner Hände Ar-

beit unterhalten konnte. Und was seinen Lebensabend heiter und freudreich gestaltet, das ist die in diesen letzten Zeiten ihm noch zuteil gewordene hohe Gnade, womit des Königs Majestät von Hannover allergnädigst geruht haben, ihm ausnahmsweise und besonders Allerhöchster Gnade, die Guelphen(Welfen)-Medaille zu verleihen.

Obere Anerkennung und Auszeichnung war nicht ganz neu. Nicht nur, daß Basedow die Pferde bändigen mußte, welche keiner in der Schwadron zwingen konnte, nicht nur, daß seine Offiziere ihn stets zu leiden gehabt, nein — schon gab auch einst für „wunderbar geachtete glückliche Überbringung“ einer Depesche sogar der Herzog von Wellington zugleich mit einem Labetrunk aus einem goldenen Becher bei Lissabon ihm einen Zwieback als letzten Vorrat des Augenblicks. Und es hatte dieser Herzog zu einer sofort nachts weiter nötigen Entsendung nach Lissabon keinen Besseren als den, der von Anfang bis Untergang der Sonne in Feindesland durchgedrungen hatte ohne Weg und Steg, bloß nach Weisung der Richtung einer vom General Moore aufgelegt gegebenen Landkarte. Er hatte keinen Besseren mit den hinzugefügten Worten entlassen: Gott hat Sie

bisher wunderbar geleitet, er wird Sie auch nach Lissabon führen. — Aber so wie dies und doch er auch die Sendung nach Lissabon glücklich vollbracht hat, nach und nach sich in die Menge seiner Geschichte stellt und alt wird, so hat die frisch und lebendig ihm gewordene königliche Gnade den greisen Husaren wieder jung gemacht —, hat ihm die Worte des Dankes fast benommen und nicht nur durch die mit der Guelphen-Medaille verknüpfte Gratifikation jährlich zu genießenden 24 Rthlr. Kassenzinse dem Alten geholfen, sondern auch das Trübe der Zukunft genommen.

Soweit meldet die Chronik.

Wir können diesem Bericht noch ergänzend hinzufügen: Nach Beendigung der Kriege brachte Basedow gemäß seinem gegebenen Wort die Leiche seines Rittmeisters von Kerßenbrod, der im Kampfe mit einem französischen General bei Waterloo gefallen war, und außerdem dessen Kriegsandenken nach dem Schlosse Mändshof bei Barntrup. Dieser Rittmeister war der Bruder vom Großvater des am 20. Februar 1952 im 83. Lebensjahre auf dem Schlosse zu Barntrup verstorbenen Majors d. R. im ehemaligen Garde-Kürassier-Regiment, Raba von Kerßenbrod. Der treue Basedow blieb dann in Barntrup, wo er sich seine Familie gründete, deren Nachkommenschaft in unserer Mitbürgerin, Frau Töpfer, als seiner Entelin noch nachzuvorfing ist. Fr. A.

Schulbau zur Zeit der Fürstin Pauline

Aus den Anfängen der Schule in Ohrfen / Von Walter Pfaff

In vielen Gemeinden unseres Lipperlandes sind im Laufe der letzten Jahre neue Schulgebäude geschaffen worden. Auch die Gemeinde Ohrfen konnte vor einem Jahr die Einweihung ihres um- und ausgebauten Schulhauses begehen. Aus diesem besonderen Anlaß seien einige Mitteilungen, die über Ohrfen hinaus von allgemein heimatkundlichem Interesse sind, von den Anfängen dieser kleinen Landschule gemacht. Unter tätiger Mithilfe der Fürstin Pauline wurde das Schulhaus einst errichtet und in diesem Jahre zum fünften Male einer baulichen Veränderung unterzogen.

Am 14. Oktober 1763 wurde es der Bauerschaft Ohrfen in der Bogtei Lage verstatet, einen eigenen Schulmeister zu halten. Es sollte aber noch über zwei Jahre dauern, bis Cord Henrich Branding aus Pottenhausen seine Arbeit am 1. März 1768 aufnehmen konnte. Bis dahin mußten die Kinder der Schulinteressenten weiter den beschwerlichen Weg zur Pottenhauser Schule, die damals noch nicht beim Gut Iggenshausen, sondern auf dem Hofe von Strate gehalten wurde, auf sich nehmen. Da in Ohrfen noch kein eigenes Schulhaus vorhanden war, kam man überein, daß der Schulmeister je eine Brackzeit (Brackzeit = sechs Jahre) auf einem der großen Höfe wohnen und Schule halten sollte. Der Sundermannsche Hof nahm Branding zuerst auf. Nach sechs Jahren sollte er auf dem benachbarten Kämperschen Hof, nach weiteren sechs Jahren auf Weiers Hof und dann auf den Hof von Johanning übersiedeln. Branding war nicht in der Lage, von dem geringen Schulgeld, das die wenigen Kinder mitbrachten, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. So arbeitete er im Sommer, in dem nur „Mittagschule“ gehalten wurde, nebenher als Tagelöhner auf den Höfen.

Im November 1779 wäre es wegen der für Lehrer und Kinder wenig befriedigenden Verhältnisse neibe zur Auflösung der Ohrfer Schule gekommen. Anfang November dieses Jahres war nämlich der Lehrer Langenberg in Pottenhausen gestorben, und der Pastor Grüne in Lage, zu dessen Amtsbezirk beide Dörfer gehörten, machte den Vorschlag, die Schulen Ohrfen und Pottenhausen wieder zu vereinen und die Stelle mit Branding zu besetzen. Als Grund gab er die geringe Kinderzahl und die damit verbundenen geringen Einkünfte des Lehrers an. So habe wenigstens ein Lehrer sein Auskommen. Der Plan scheiterte jedoch am Widerspruch des Pottenhauser Vorstehers.

1781 wurde Branding für den erkrankten Lehrer Funte nach Wülfen, wo ein eigenes Schulhaus vorhanden war, berufen. Hier ist der „achtungswerte Greis mit einem öffentlichen Beweis der Zufriedenheit mit seiner 50jährigen Amtsführung“ 1815 pensioniert worden.

Es machte allerlei Schwierigkeiten, die Ohrfer „Bedienung, die zu klein war, daß niemand imstande war, davon zu leben, ohne ein klein Gewerbe dabei zu betreiben“, mit einem geeigneten „Subjekt“ neu zu besetzen. Schließlich bewarb sich der Kleidermacher Johann Christoph Holländer, 24 Jahre alt, wohnhaft Ebenholz, dessen einzige Vorbildung

darin bestand, daß er im Waisenhaus in Detmold erzogen war. Bei einer Prüfung durch den Superintendenten in Detmold wurde Holländer „im Lesen und Buchstabieren sehr mittelmäßig, in biblischer Geschichte und heidelberger Katechismus aber ziemlich befunden“. Da der Pastor Grüne in Lage jedoch kein anderes „Subjekt“ benennen konnte, erhielt Holländer die Stelle im Dezember 1781 unter der Bedingung, den künftigen Sommer täglich das damals neuerrichtete Seminar in Detmold zu besuchen.

Bis zum Jahre 1817 hielt Holländer recht und schlecht Schule, ohne seine „Schneider-Profession“ aufzugeben, alle sechs Jahre von einem Hof zum anderen ziehend. Im Jahre 1816 hatte sich nun die Schülerzahl, die um 1800 die Zahl 30 nicht überschritten hatte, auf 60 erhöht. In keinem der vier Höfe war eine Stube, die die Kinder aufnehmen konnte. So beschloß man im Mai 1816 auf einer Interessentenversammlung, ein neues Schulhaus „auf der Gemeinheit beim Dorfe Ohrfen“ zu bauen. Im September 1817 war das neue Schulhaus, ein Fachwerkbau — es ist das heutige Lehrermohnhaus — beziehbar. Die Kosten beliefen sich einschließlich der Anlage eines Brunnens und Bodens auf 900 Taler. 600 Taler brachten die Schulinteressenten auf, und zwar die Eigentümer der Häuser Nr. 1 bis 4 je 72 Taler, Nr. 5 bis 11 je 25 Taler und Nr. 12 bis 25 je 10 Taler. Die Einlieger wurden von der Zahlung verschont; beteiligten sich aber durch Handdienste an dem Bau. Die Fürstin Pauline, die sich bei dieser Gelegenheit als warmherzige Förderin des lipptischen Schulwesens zeigte, gab 300 Taler als verlorenen Aufschuß.

Den Schulneubau nahm der Generalsuperintendent Weerth in Detmold zum Anlaß, die Lehrerstelle in Ohrfen neu zu besetzen. In einem Schreiben an die Fürstin teilte er mit, daß das neue Haus in wenigen Tagen bewohnbar sei. Die Ohrfer wünschten sich nun „einen brauchbaren Lehrer, der der bisherige unter aller Kritik ist“. Er schlägt vor, dem alten Holländer, dem nicht zugemutet werden könne, sich wegen des Neubaus in Kosten zu stürzen, den Garten urbar zu machen und eine völlig neue Lebensweise anzufangen, mit 80 Talern Ruhegehalt im Jahr zu pensionieren. Als Nachfolger Holländers schlug er den „hiefigen Gehilfen Echtermann von Popshorn vor, weil die Interessenten sich diesen braven und geschickten jungen Mann wünschen“. Darunter schrieb die Fürstin eigenhändig: „Bende Vorschläge werden gern genehmigt. Paulina“

Da Holländers Vorgänger, Branding, wenige Tage darauf in Wülfen starb, ging die Pension Brandings auf Holländer über. Sie wurde ihm erstmalig Weihnachten 1817 ausgezahlt. Holländer zog nach der Pensionierung nach Pottenhausen und starb dort als Einlieger 1831 im Alter von 77 Jahren am Schlagfluß.

Der Generalsuperintendent Weerth sorgte auch für bessere Einkünfte des neuen Ohrfer Schullehrers. Hatte der alte Holländer zuletzt 54 Taler Einnahmen aus dem Schulgeld gehabt und dazu 30 Taler Zulage aus dem Falkenhagener Fonds des Konstitutionsrats, so berechneten sich Echtermanns Einkünfte fol-

Alte Steinklopfer am Wege

Von Dr. A. Meier-Böke

Sie sind selten geworden, fast ausgestorben, die Steinklopfer an den Landstraßen. Sie und ihr „Haus“, das sie wie die Schnecken immer und unvermeidlich mit sich schleppen, den Teil von einem Haus, das Schuttdach, die Urfarm der Behausung überhaupt, so sehr ähnlich den „Abriss“ der Eisenteile, sicher auch deren unmittelbarer Nachfahre, der hier, einfacher Lebensform verpflichtet, sich bis in unsere Tage erhielt: ein paar Latten hin, ein paar Latten her, Strohdede darüber oder Leerpappe oder Bretter, dazu zwei Schräglängen zum Aufrechten, fertig.

Nur in den Abseitswinkeln der Welt begegnet man ihnen noch, in der Stille ferner Badtälchen, hier und da in Gemeindegängen, in der Feldmark. Man braucht sie nicht mehr, seit man Klempner, seit man die Wege gießt in Leer, in Asphalt, in Beton. Früher war das anders: Als es noch, die Kalfstroschen entlang, „Deupe“ für den Dreck“ ging; immer, wenn Regensfälle den Plänen- und Wuschelstall eingeweicht, früher, als bei jedem Wind eine Wolke aufstand, wie eine Fahne hinter den Kraftfahrzeugen herhing und der friedliche Fußgänger oder Fahrradmännchen warten mußte, bis die Sicht wieder frei, der ähnelnde Staub sich auf die Äder beiderseits verbreitet, den Besitzern zum Gewinn.

Ja früher, da hockten sie tagen, tagaus die Landstraßen, die Kommunalwege entlang, saßen sich weiter, langsam, haufen um haufen. Auf dem einfachen Stühlgelch, dem gebeugten Brett, manchmal dreibeinig wie „Milchstritten“ hielten in der mit einem Schuttlappen, Sackloch oder Lederstück umwickelten Ruten den Stein, das Material ihrer Pflicht, in der Rechten den kleinen Steinhammer, dessen Eisenkopf, doppeltso groß, an den Enden zugestumpft war. Damit leisteten sie das gewöhnliche Schlagwerk, die Gewinnung der üblichen Korngröße. Mit großem, schmedehammerähnlich geformtem Gerät zertrümmerten sie das Großgestein.

Und so saßen sie den lieben langen Tag und klopften und klopften. Aber nun klopfe einer mal so, so laut, so fast pausenlos! Ein häßliches, ein hartes, die Armmuskeln bis zum letzten anstrengendes, erschöpfendes Werk. Eintönig, stumpf, dumpf und doch die stete Wachsamkeit des Klopfernden beanspruchend. Da singt man nicht. Ich habe noch nie einen Steinklopfer singen hören. Da lacht man nicht. Ich habe auch noch nie einen Steinklopfer lachen hören. Wohl einmal einen pfeifen, den neuesten Schläger, ein altes Volkslied, eine Weise eigener Eingebung. Einen der jüngeren Klopfer, der abends bei seinem Mädchen gewesen, oder wenn Sonntag in Sicht, Ausruhm auf einen Tanz, ein großes Blöden, einen Doppelpopp. Raum auch, daß sie miteinander sprachen. Der nächste Haufen war schon zu weit, um sich bei gewöhnlicher Kaufkraft verständlich zu machen. Es sei denn, zwei klopften an einem, klopften, ein jeder von seinem Ende her, aufeinander zu, zapften sich schließlich an. War auch kaum Zeit zum Bielewortemachen. Der „Toll“, das Goll, das Selbstgehe, je nach Eignung, Kraft, Ausdauer, mußte geschafft

werden, die Meterzahl. Nach Metern wurde bezahlt. Jedes Biered war vom Wegemeister, vom Rohstofflieferanten genauestens eingemessen.

Die Akustik der Hämmer, das Tild und Tack, das Klid und Klack, das war alles. Ganz selten ein Zuruf, ein paar Worte der Verständigung. Nur, wenn sie „Zufzehn“ machten, um Frühstückszeit, zu Mittag, wenn sie unterm Schuttdach zusammentrafen, das mitgebrachte Essen im Hentelmann aufwärmen die verklammten, schwielenharten Hände, die giftigen Finger am offenen Feuer wärmten, sprachen sie wohl miteinander, nahmen sie die Schutzbrillen herunter, hinter denen sie, wie wohl an den Straßen der Welt lachend, ihren Aufschlüssen, mitten in ihr drin gewissermaßen, doch das Abgeschlossene auf der Welt waren, sie, das Volk der Steinklopfer, ein besonderes Volk, ein verschwiegenes Volk, das am schlechtesten bezahlte und darum oft mißachtete und dabei doch der wichtigsten eines, schon damals, in der Embryonalzeit des Verkehrs, als er fast noch ohne Tankstellen, Ampeln, Schutzleute war.

Wir haben ihnen oft zugehört, wir, die wir vor, während und nach dem ersten Großen Kriege die Landstraße hin an ihnen vorbei zur Schule mußten, die zwölf Kilometer Wir wagten nicht, sie anzusprechen. Wo wir doch jeden Fuhrmann „anquatschten“, die Milch- und Bierfuhrer, „Stod-Schmeds-Mugust“, Vollprachts und Wipperrmanns

Henriette - Eine Dichterliebe / Von Rudolf Brandes

Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts betrieb in der Langen Straße zu Delmold der Kaufmann Hufemann sein gutgehendes Geschäft, zu dessen Kunden seit einiger Zeit auch der Auditor des Fürstlich-Lippischen Militärs, Grabbe, gehörte. Sein Interesse galt nun freilich weniger den feilgehaltenen Waren, auch nicht den neuesten Gefächten aus der äronique skandalöse der kleinen Residenz, die Hufemanns Schwägerin, Frau Schramm, den Kunden als totenlos und meist gern entgegenkommene Beigabe über den Ladentisch zu reichen pflegte. Nein, die immer häufiger werdenden Besuche des Auditeurs galten offenkundig der jüngeren Schwester der Frau Schramm, der siebzehnjährigen Henriette Meyer; ein Umstand, der nicht nur von der Familie Hufemann, sondern zu deren Mißvergnügen auch bereits von den Kundinnen bemerkt worden war, wie man aus deren mehr oder minder anzüglichen Bemerkungen entnehmen konnte.

Die Liebenden freilich kümmerte dieses Gerücht, das sie verurteilte, wenig. Grabbe, dessen fürzlich erschienene „Hohenstaufen“ in der literarischen Welt Anerkennung gefunden hatten, und dessen „Don Juan und Faust“ gerade auf der Bühne seiner Vaterstadt uraufgeführt war, raffte sich ritter Henriettes Einfluß zu einer geordneten Lebensführung auf — „meine Rum- und Glorietees tranken seitdem andere“ bekennt er selbst und schrieb „in Gedanken

Lakenwagenleute. Wir, die schon damals „Anhalter“ hießen und mit den zahlreichen Landstreichern in corarbeitsamtlicher Zeit, den „Buttgergigdigad“, auf Du und Du standen. Radelten wir nachmittags zurück, versuchten wir scharfäugend die Arbeitsfortschritte festzustellen, die kaum sichtbar, schwer meßbar, wollten wir den Fleißigsten ermitteln, dann ranzten sie und nicht mit Unrecht: „Jungens, tolt nicht so dümmlich, doroan geht nennen Steu kaputt“. Und klopften wieder, und klopften weiter, bis der letzte Stein zerdeppert und, manchmal schon am nächsten Tage, oft viel später, der Wegemeister einem jeden die Schiebkarre in die Hand drückte, den Kleinschlag auszutreten, Sand und Wasser darüber zu spritzen, denn schon nahte, lauschellend, knirschend und stampfend, das schwarze, schwere Langem, die Dampfwalze, um das alles endgültig einzumahlen, den Arbeitsgang beinahe schicksalhaft abschließend.

Jene Steinklopfer sind nicht mehr. Aber noch habe ich sie vor Augen, in Wind und Wetter holtend, vor heißer Sonne, stumm, stur, selbstvergessen, nur dem Werk zugewendet. Noch liegt mir das Tild und Tack, das Klid und Klack im Ohr, und das Wort, mit dem der Vater mich vor die Entscheidung stellte, alternatio gewissermaßen, immer am Ende der ertlerigen „Berufsberatungen“, während der er für den Lehrer, die Mutter für den Pfarrer plädierte, ich aber immer beides beharrlich abgelehnt, der Satz, den ich wie eine Dohung, wie eine schwere Notigung empfand in idealer Konkurrenz mit Ausnutzung der Wehrlosigkeit der davon betroffenen Personen, also mich selbst, der schicksalhafte, unentrinnbare Satz: „Denn kannst du hengohn un kannst Steu klopfen.“

an sie“ den „Napoleon“. Daß dieses Liebesverhältnis damals bei den Kundinnen des Hufemannschen Ladens und nicht nur bei diesen einiges Aufsehen erregte, erscheint nicht verwunderlich: Auf der einen Seite Grabbe, der sich anmaßte, in seinen Dramen die literarische Welt seiner Zeit aus den Angeln zu heben, der in Leipzig und Berlin alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens kennengelernt hatte, auf der anderen die nur halb so alte Henriette, aufgewachsen in der ländlichen Atmosphäre der Kleinstadt, den himmelsstürmenden Gedanken des Geliebten fremd, traumend, vielleicht sogar erschreckt gegenüberstehend. Dennoch — vielleicht, vielleicht! — wäre alles anders gekommen im Leben Christian Dietrich Grabbes, hätte er mit ein wenig Geduld, ein wenig mehr Verständnis für die kleinen Mädelchenheiten der Siebzehnjährigen, die Geliebte in seine, so ganz anders geartete Welt geführt, vor allem aber hätten Schwager und Schwester Henriette nicht das Leben durch Vorwürfe, „gute Ratschläge“ und dergleichen unerträglich gemacht.

So kam es, wie es unter diesen Umständen kommen mußte. Nach Spannungen, Verführungen, neuen Spannungen, von der „Schramm“ und ihrem Anhang nachdrücklichst geführt, gibt Henriette nach und reißt eines Tages nach einem so sich belanglosen Streit ab. Alle Briefe Grabbes läßt sie unbeantwortet. Auch Grabbes Versuch, durch sein auf die Nachwelt gekommenes „Memento“ an Hufemann, Henriette zurückzugewinnen, bleibt erfolglos. Henriette heiratet wenig später einen begüterten Blauschmieders und sie, das Urbild der Sultanin und der Adeline im „Napoleon“, sinkt wieder zurück in die Ramentlosigkeit des Kleinbürgerturns.

Drei Jahre später — er ist aus dem Elend seiner Ehe nach Düsseldorf geflüchtet — erhält Grabbe die Nachricht von Henriettes frühem Tod. Zu Immermann sagt er mit gespielter Gleichgültigkeit: „Ich fühle nichts, nein, ich, der ich noch so oft an sie gedacht, bin heiter. Sie ist nun mein, makellos, ein Stern über ihrem Grab.“

Dies Liebesidyll — das einzige im Leben des Dichters — wird von seinen Biographen seltsamerweise in seiner Bedeutung stark unterschätzt und steht gar zu sehr im Schatten der gleich darauf folgenden Tragödie der Ehe Grabbes mit Luise Clottemeyer. Dabei vergißt man, daß nicht zuletzt der Ausgang der Henriette-Episode eine der wesentlichsten Ursachen zu dem unseligen Entschluß zu seiner Heirat gewesen sein dürfte. Grabbes Biographen bestreiten das zumeist, und Beweis für eine andere Auffassung lassen sich auch kaum anführen; von seinen Henriettes sind uns keinerlei Briefe und Aufzeichnungen erhalten, und Grabbes Briefe aus dieser Zeit scheinen, von dem schon erwähnten „Memento“ abgesehen, auf den ersten Blick keine allzu tiefe Erschütterung über den Verlust Henriettes widerzuspiegeln. Wer aber die Briefe des Dichters richtig zu lesen versteht, erkennt auch in diesen die Wüste, hinter der Grabbe keine wahren Gefühle zu verbergen pflegte. Nein, wer sich tief in die Gedanken- und Gefühlswelt Christian Dietrich Grabbes versenkt, für

gendermaßen: Für das Wohnen im Hause 5 Taler, für den Garten 1 Taler 18 Silbergroschen, Zulage 30 Taler, Schulgeld 54 Taler, neue Zulage 21 Taler 18 Silbergroschen, zusammen 110 Taler 26 Silbergroschen jährlich, die quartalsweise ausbezahlt wurden. Wenn man weiß, daß 1809 die Stellen mit 100 bis 150 Taler Einkommen nur ein Drittel der lippischen Schulstellen ausmachten, so läßt sich daran ermaßen, daß die Dhrser Stelle nicht mehr zu den ganz „schlechten Bedienung“ zu rechnen war.

Michaelis 1817 hielt der junge 20jährige Lehrer Johann Bernd Henrich Echterling seinen Einzug in das neue Dhrser Schulhaus. In den ersten Jahren mühte er sich mit bemerkenswerter Tatkraft um die Urbarmachung des zur Schule gehörenden Landes. Der Schulhausneubau war nämlich der Anlaß der Teilung der bereits erwähnten „Gemeinheit beim Dorfe Dhrsen“ geworden. Da der Bauplatz auf dieser Gemeinheit lag und die Greister die Hubgerechtigkeit auf dieser Gemeinheit hatten, ihre Zustimmung zum Bau der Schule nur unter der Bedingung gegeben hatten, daß die Hude völlig zwischen Dhrsen und Greiste geteilt würde, wurde im Herbst 1818 die Vermessung der „Greister Lake“ vorgenommen und im Frühjahr 1819 zur Spezialteilung geschritten. Dabei erhielt die Schule 10 Scheffel Land, das seit unendlichen Zeiten als Hude genutzt und daher völlig unfruchtbar war. Ein Teil des Landes war besonders uneben und unfruchtbar, weil man dort seit langen Jahren den Rasen für

die Flachstratten und Lehm zum Bau der Fachwerkhäuser geholt hatte. Echterling ließ den ganzen Komplex einheben. Um die Fläche beim Hause ließ er einen Graben ziehen, weil dort eine Menge Vieh vorbeigetrieben wurde. Vor und nach der Ernte des Jahres 1819 hatte Echterling für diese Kultivierungsarbeiten zwei Gespanne und 7 Tagelöhner beschäftigt. Die Kosten dafür beliefen sich einschließlich der Vermessungsgebühren bei der Spezialteilung auf 160 Taler. Auch diese erhebliche Summe wurde restlos von der Fürstin bezahlt. Ja, als Echterling um die Gewährung von 13 Talern für einen dringend benötigten Ofen bat, schrieb die Fürstin mit eigener Hand auf das Gesuch: „... bewilligt, weil die Bauerschaft selbst ungewöhnlich viel getan hat, obwohl es eigentlich des Schullehrers eigene Sache wäre“. Rechnet man alle Ausgaben zusammen, so hatte der Neubau der Schule und die Kultivierung des Schullandes 1073 Taler gekostet. Daraus hatte die Bauerschaft 600 Taler aufgebracht und die Fürstin Pauline 473 Taler (44 Prozent) zugezahlt.

Schon bald darauf, im Herbst 1822 wurde Echterling an die Küsterstelle in Zugulsdorf berufen. Er machte sich später einen besonderen Namen als ausgezeichnete Kenner und Erforscher der lippischen Pflanzenwelt. Die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte er in einem Verzeichnis der wildwachsenden Pflanzen im Fürstentum Lippe. In dem bekannten Heimatbuch „Männer vom lippischen Boden“ ist ihm ein ehrendes Andenken gesetzt.

den war das Liebespiel mit Henriette Meyer das Vorbild für das Trauerspiel seiner Ehe, an der der Dichter zerbrach. Es war nicht allein das Unverständnis und die Enge der Umwelt, die Grabbe in dem „verwünschten Detmold“ vergehen ließ „wie welkes Laub“, sondern eben so sehr der Umstand, daß Grabbe, so bedeutend er als Dichter war, sich als Mensch niemals selbst frei machen konnte von eben diesem „Kleinstadtheit“. Immer wieder bühnte er um die Günst jener, deren Engstirnigkeit er andererseits mit bitterem Hohn überschüttete. Ist es da nicht naheliegend, daß er durch seine Heirat mit der Tochter des Archivars Klostermeyer den Hufemanns und ihrem Anhang beweisen wollte: „Seht, ich bin doch nicht der unbedeutende Habenicht, als der ihr mich immer der Henriette gegenüber hingestellt habt!“ Natürlich war dies nicht der ausschließliche Grund für Grabbes folgenschweren Entschluß, mitgepielt haben solche Überlegungen jedoch ohne Zweifel. Daran ändert auch nichts, daß Freiligrath vielleicht recht hat, wenn er nach des Dichters Tode an Luise Grabbe schreibt, wohl keine Frau hätte mit einem Grabbe glücklich werden können.

In einem aber hat Grabbe in seinem letzten Brief an Hufemann richtig prophezeit: Der Name Henriettes ist durch ihn auf die Nachwelt gekommen, und so wollen auch wir des Mädchens Henriette gedenken, das einmal für kurze Zeit Licht und Sonne in Grabbes schweres Leben brachte.

Pflanzen, die nach der Uhr gehen

Von der großen Sonnenblume weiß es ein jeder, daß ihr Gesicht dem Lauf der Sonne folgt, von Ost über Süd nach West. Daß das kleine „Sonnenröschen“ es ebenso macht, und eine Gartenwollfsmilch ihren lateinischen Namen danach hat, ist weniger bekannt, und daß es Blumen gibt, die sich zu ganz bestimmter Tageszeit öffnen und schließen, die also gewissermaßen genau nach der Uhr gehen.

Vom Roggen wußte ich schon als Junge, daß er seine ganz bestimmte Zeit hatte: daß er nur morgens säubte, so bei Uhr acht, noch vor dem Frühstück, das ich immer ins Feld hinauszutragen hatte. Irgendwo — ich weiß die Stelle im „Westerfelde“ noch genau, verrate sie aber niemand, denn die herrliche Blume ist inzwischen sehr selten geworden — wuchs der weißblühende Doldige Milchstern. Auf dem Hingang waren die Wundersterne noch zu. Kehre ich eine halbe Stunde später zurück, gegen neun Uhr, strahlten sie mich an. Nachmittags, wenn ich den Kaffee unter der Schanne hinaustrug, gingen sie immer schon schlofen.

Einmal führte uns Nebenlehrer Brand um eine Lustfrühe auf die große Stöckerbergsichtigung über Heidelbed, die mit Weidenröschen wie mit einem Purpurteppich bedeckt lag. Zwischen sechs und sieben Uhr früh kamen wir an, als die roten Fackeln, von unten nach oben anflühend, von honigsammelnden Hummeln und Bienen umsummt und umbrummt waren. Hernach, gegen acht oder neun, war es still um die unwahrscheinliche, purpurne Helle.

So wie der Milchstern machen es noch andere, etwa der Ackerlauchheil, der seine herrlichen, ziegelroten Sternchen zur gleichen Stunde ansteckte und wieder ausdrückte, und ich erinnere, daß die himmelblaue Zichorie, das Blümlein Wegetarte, die alte Zauberpflanze, ein ebensolcher Frühaufsteher war, wie wir Rektorshüler von Langenholzhausen, die um sieben Uhr in Hohenhausen zu sein hatten.kehrten wir um die Ronezeit heim, waren die blauen Sterne an unserem Weg schon wieder.

Oberhalb Wintrop steht noch soviel Tausendgüldenraut beieinander, daß man es mähen könnte. Aber nur am Vormittag, genauer, zwischen sechs und dreizehn Uhr, leuchtet der Purpurteppich in seiner ausgebreiteten Herrlichkeit, und nur eine knappe Woche lang strahlt ein jedes der hunderttausend Wundersternchen. Manchmal begeben sich auch in die Senne, an einen heimlichen, nur mit bekannten Ort, wo noch das Rikende Veintraut blüht, die nächtliche Pflanze, die sich erst um die Abendzeit öffnet, wenn die grauen Kapf-eulen fliegen, das Veintraut befruchten und ihre Eierchen darin ablegen, zu einem Dienst auf Gegenseitigkeit. Tagsüber steht die Blume unansehnlich, hängen die Blütenblätter runzlig, sehen sie wie verwelkt aus, die Schönheiten des alten „Daghsleipers“, wie Aule Vürßen aus Augustdorf sie einmal nannte Vürßen, der feinsinnige Naturbeobachter, der auch bemerkt hatte, daß der Rote Spärkling, das anspruchslose Sandblümlein, nur zwischen zehn und fünfzehn Uhr „tes spreken es“, soll heißen, aufgelegt ist. Ziegler Vürßen, von dem ich auch den Satz habe von den Pflanzen, „de genau na de Suerna goht“.

Dr. M. B.

Die landesherrliche Burg in Barntrup

Befestigungsanlagen um 1300 von Sternberger Grafen erbaut

Barntrup hatte im Mittelalter wie die anderen lippischen Städte Detmold, Blomberg, Horn und Schwalmberg eine landesherrliche Burg. Diese Burg, die mit dem Hauptwerk, dem Burghofe und den Wirtschaftsgebäuden eine Fläche von rund fünf Hektar bedeckte, lag im Osten der mittelalterlichen Stadt. Im Gegensatz zum „Niedern Hofe“, der westlich der Stadt lag und auf dem im Jahre 1577 das Geschlecht der von Kerßenbrock das Renaissanceschloß mit den vier Ecktürmen errichteten ließen, wurde die landesherrliche Burg der „Obere Hof“ genannt.

Wann der Obere Hof mit seinen Befestigungsanlagen errichtet worden ist, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wurde sie um 1300 von den Sternberger Grafen erbaut, denn in einer Urkunde vom Jahre 1317 erscheint Barntrup bereits als befestigter Ort. Es ist auch anzunehmen, daß die Sternberger Grafen hin und wieder der Sitze der Zeit gemäß auf der Burg in Barntrup residiert haben. Im Jahre 1391 trat der letzte Sternberger Graf, Johann, an seinen Oheim, den Graf Otto zu Holstein und Schaumburg, die Grafschaft Sternberg ab. Die Schaumburger schuldeten aber dem lippischen Grafen Simon III. und seinem Sohne, dem späteren Grafen Bernhard VI., eine Summe von 1000 rh. fl. Sie verpfändeten daher am 1. Dezember 1400 Burg und Stadt Barntrup der lippischen Grafenfamilie. In dem Verpfändungsvertrag verpflichteten sich die Schaumburger, im Kriegsfall die Burg mitzuverteidigen oder wiedererobern zu helfen. Sollten sie aber selbst mit dem lippischen Grafen aus irgend einem Anlaß in Fehde geraten, so sollte die Burg „buien der Webe“, d. h. neutral bleiben.

Schon im Jahre 1424 brach zwischen Simon IV. zur Lippe und Adolf IX. zu Schaumburg eine Fehde aus. Man kümmerte sich wenig um den eingegangenen Vertrag, und in den Kriegshandlungen wurden die Stadt Barntrup sowie die von den Sternberger Grafen erbaute Kirche verbrannt. Auch die Burg auf dem Obere Hofe erlitt erheblichen Schaden. Nach der Fehde lösten die Schaumburger Grafen die Burg nicht wieder ein, und der Schuldvertrag lief weiter. Inzwischen waren die lippischen Grafen, besonders durch Bernhard VII. belliköus, in erhebliche Schulden geraten, und so verpfändeten sie im Jahre 1462 auf die Dauer von zehn Jahren die zum Teil zerstörte Burg gegen die geringe Summe von 200 Gulden an Jordan Rostert. Zur Verpfändung gehörte auch die Stadt Barntrup mit allen Einkünften und Zubehörungen. Es wurde Rostert anheimgestellt, das „Steinwert“, d. h. die Burg, wieder aufzubauen und ausbessern zu lassen und „de Gheveln (Giebel) und of die Wensiere wederup muren laten“. Die Baukosten sollten später nach schiedsrichterlicher Schätzung mit zu dem Pfandschilling geschlagen werden. Wahrscheinlich hat Rostert die Burg wiederherstellen lassen, denn in späterer Zeit wurde sie mehrere Male von Truppen besetzt gehalten. Es war den lippischen Grafen nicht möglich, die Burg vertragsgemäß im Jahre 1472 einzulösen. Erst im Jahre 1479 konnten sie durch ein Darlehen von 200 Gulden des Ritters Lüdke Quadits und seiner Ehefrau Adelsheid Jordan Rostert abfinden. Stadt und Burg Barntrup mußten sie aber für den gleichen Betrag an Quadits weiter verpfänden. Wann die lippische Grafenfamilie Stadt und Burg endlich wiederingelöst hat, ist aus den Urkunden nicht ersichtlich.

Im 18. Jahrhundert Aufbau der Domäne

Die lippischen Grafen haben die Burg Barntrup niemals als Wohnitz benutzt, und in der späteren Zeit geriet sie, wohl auch infolge des veränderten Kriegswesens, allmählich in Verfall. Nach Weber („Die Grafschaft Sternberg“) wurde im Laufe des 18. Jahrhunderts die Burg mit den dazu gehörenden umfangreichen Grundstücken zu einer Domäne umgestaltet. Noch um 1850 soll an der Stelle, an der heute die Schule der Mittelstraße liegt, ein großes Tor von der Straße auf den Burghof geführt haben. Das alte Steinwert war um diese Zeit schon verschwunden. Auf dem Burghofe standen aber noch ein Herrenhaus im Fachwerkstile, ein Kornhaus, einige Ställe, ein Schäfereihaus, eine Scheune, ein Badhaus und eine Brennerei. Das Badhaus wurde einige Zeit von der Stadt auch als Gefängnis benutzt. Auf dem Hofe befanden sich nach Weber ein Brunnen und ein Teich. Die Bewirtschaftung der zur Burg Barntrup gehörenden Ländereien südlich und südöstlich der Stadt und bei Herborn am Saalberge erfolgte schon seit 1830 von der neuerbauten Meierei Barntrup, auch Sevinghausen genannt. So verfielen allmählich die Gebäude der alten Burg auf dem Obere Hofe, bis sie im Jahre 1858 durch eine Feuersbrunst bis auf eine Scheune zerstört wurden. Der alte Burghof war schon einige Jahre vorher durch Max von Kerßenbrock erworben, der wiederum von dem Gelände der Stadt und auch Einzelpersonen mehrere Parzellen überließ, auf

denen dann die Schule an der Mittelstraße und die Gebäude bis zur Stenebergischen Tabakfabrik entstanden. Auf der Nordseite des Burghofes wurden die Häuser der heutigen Obere Straße errichtet.

So ist von der alten Burg, dem Obere Hofe, nichts übriggeblieben. Die jüngere Generation weiß nichts mehr von ihm und dem „Rüter(Ritter)-Hofe“, der östlich der alten Burg lag. Wo früher sich Rösser und Reiter tummelten und Hellebardiere und Arkebuser ein- und ausgingen und auf Türmen und Mauern Wacht hielten, liegen heute die Stätten friedlicher Arbeit und von freundlichen Häusern einer Kleinstadt eingeschlossene, stille, verträumte Gärten. Andere Menschen und eine neue Zeit geben heute über den alten Burghof, der einst so ein ganz anders geartetes Leben sah, und der Heimatfreund denkt an ein weniger bekanntes Gedicht Goethes, das der Dichter zu Tischbeins Wippen aus der römischen Campagna schrieb:

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gemölde bleiben,
daß nach tausendjähr'gem Treiben,
Tor und Pfeiler sich verfürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neue Saaten,
Ran! auf Ran! setzt sich nieder:
Der Natur ist's wohlgeraten.

h. v. E.



Wie Kunstmaler Eicke die Untere Straße in Barntrup einst sah



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 2

Herausgegeben von der „Lippischen Landes-Zeitung“

1954

Aus der Chronik des Dorfes Brüntorf

Eine der ältesten Siedlungen des Lipperlandes im schönen Ifetal

Von Friedrich Krüger

Das Dörfchen Brüntorf im schönen Ifetal gehört mit zu den ältesten Siedlungen des Lipperlandes. Es führte ursprünglich den Namen „Bruninc-torp“. In alten Akten aus dem 14. Jahrhundert — das älteste Schriftstück stammt aus dem Jahre 1324 — wird zum erstenmal der Name „Bruninc-torp im Amte Vahrenholt“ erwähnt. Diese Dokumente berichten von einem Streit zwischen dem Kloster auf der Neustadt in Lemgo einerseits und dem „weltlichen Stifte und der hochfürstlichen Abtei zu Herford“ sowie den nächsten Erben des Ritters Heinrich von Gogrebe andererseits. Man stritt sich um den Besitz eines Waldes, der von dem Ritter Heinrich Gogrebe zu Herford an das Kloster auf der Neustadt verkauft war. Der Wald lag zwischen „Bruninc-torp“ und der „stenculen“ bei „Hinc-torp“, dem heutigen Istorf. Die hochfürstliche Abtei zu Herford und auch die nächsten Erben des Ritters von Gogrebe glaubten Besitzansprüche auf den Wald geltend machen zu können und hatten deshalb Einspruch gegen den Verkauf erhoben. Erst nach langem Streit zogen sie den Einspruch zurück.

Im 15. Jahrhundert ist schon der Name „Brüntorp“ und „Brüntup“ gebräuchlich. Das weltliche Stifte zu Herford hatte umfangreiche Besitzungen in Brüntorf. Mit ihnen wurden adeliche Familien belehnt. Im Jahre 1467 belehnte Margarete, die Abtissin des Stiftes, Friedrich de Wend mit sieben Häusern. 1496 erhielt die Familie von der Lippe ein Haus zu Brüntup als Lehen. Mit den beiden „Meyerhöfen“, die von den Leibeigenen Menke und Ernst bewirtschaftet wurden, war die Familie von Flörke belehnt. Diese verkauften ihre Lehnrechte, so weit sie den „Mentenmeyerhof“ betrafen, an die Familie Menke. In dem Verkaufsvertrag heißt es u. a. daß die Flörke dem Kolon Heinrich Menke und seinen Nachkommen den zu Brüntup liegenden Meyerhof überlassen haben „mit aller Zubehör an Häusern, Rümpen, Wiesen, Gehölz, Juden und Weiden, Recht und Gerechtigkeiten, so die Flörke als Lehnsträger genossen und besitzen haben. Auch wird der Leibeigenschaft“, so heißt es weiter, „mit dem der jetzige Menke samt seiner Familie den Flörken verbunden war, hiermit aufgehoben“. Nach diesem Kaufakt wurde Heinrich Menke am 23. Juni 1703 von dem Stifte zu Herford mit dem Hofe belehnt. Ein ähnliches Abkommen scheint damals auch zwischen den Flörken und der Familie Meyer-Ernst zustandegekommen zu sein. Später ging die Lehnsoberhoheit über den Mentenhof an den Fürsten zur Lippe über.

In einer Verfügung vom 3. Januar 1809 wird bestimmt, daß jeder männliche Erbe des Hofes neu zu belehnen ist. Erbberechtigt waren nur die direkten Nachkommen der Familie Menke. Waren solche nicht vorhanden, fiel der Hof an das Fürstenhaus zurück. In einem der Lehnbriefe heißt es: „Wir beauftragen hiermit, daß wir den jetzigen Kolon Menke mit Mentenhof in Brüntorf Nr. 2 belehnt haben, wogegen derselbe eidlich angelobt habe, uns und unserem fürstlichen Hause, hold, gewärtig und gehorsam zu sein, unseren und des Landes Schätzen abzuwenden, das Lehen treulich zu vermannen, die dazu gehörigen Güter ungefährdet beieinander zu erhalten . . . und alles das tun zu wollen, was einem treuen Vasall von Rechts- und Gewohnheitswegen zu tun eignet und gebühret“. Als Lehnsträger hatten die Menten besondere Rechte und Pflichten. Bei jeder Neubelehnung war eine bestimmte Geldsumme (der sogenannte „Weinkauf“) an das Fürstenhaus zu entrichten. Nach dem feierlichen Akt der Belehnung hatte der Belehnte das Recht, an der fürstlichen Tafel zu speisen. Er durfte auch bei einem Aufenthalt in Detmold auf dem Schloß-

hofe ausspannen und seine Pferde im Marstall unterbringen. Von lustigen Anekdoten, die mit solchen Gerechtsamen im Zusammenhang stehen, weiß heute noch der Volksmund zu berichten. Einst hatte ein Menke sein Pferd dem fürstlichen Stallmeister anvertraut. Als er es später wieder abholte, fiel es ihm schwer, das Pferd allein zu besteigen. Er rief deshalb einem Manne, der in der Nähe stand, zu: „He, du, help mi mol upt Perd!“ Der Angeredete folgte der Aufforderung und fragte so beiläufig: „Kennen Sie mich eigentlich nicht?“ — „Ne!“ — „Ich bin der Fürst zur Lippe.“ — „Eui mol an“, rief treuerherzig der alte Menke, „ed hedde dü vöduibelt nich wedderkennt!“

Bis 1918 war Mentenhof Lehen. Der damalige Besitzer Ernst Menke, der heute noch, fast neunzig-jährig, als „Altenteiler“ auf dem Hofe lebt, erwarb durch Zahlung einer Ablösungssumme an das Land Lippe das vollständige Eigentumsrecht.

Die Familie Meyer-Ernst ist vor etwa 100 Jahren in Brüntorf ausgestorben. Ihr Hof ist heute im Besitz der Familie Wölling.

Andere Familiennamen wie Kradt, Held, Hanke (heute existieren in Brüntorf nur noch die Zweige dieser Familien „Alteheld“ und „Kordhanke“) und Plettemeyer sind ebenfalls schon in den alten Teller Kirchenbüchern aus dem 16. Jahrhundert erwähnt. Nicht festzustellen war allerdings, ob diese Familien bereits damals auf ihren jetzigen Höfen saßen.

Ein großer Teil der Dorfgemarkung gehörte früher zu dem adeligen Gute zu Brüntup, das sehr umfangreich gewesen sein muß. Büllinghausen, Sibbentrup

und Delentrup sollen früher einmal Vorwerke dieses Gutes gewesen sein. Den südöstlichen Ausgang des Dorfes (Richtung Bredaer Bruch) nannte man noch vor nicht allzu langer Zeit das „Dehlentruper Tor“. Dieser Name scheint auf die ehemalige Verbindung zwischen diesen beiden Gütern hinzuweisen. Das Herrenschloß stand — etwa 100 Meter vom Mentenhof entfernt — auf dem heute noch so benannten „Junternstampe“. Vor einer Reihe von Jahren konnte der genaue Standort des ehemaligen Schlosses bei Erdarbeiten einwandfrei festgestellt werden. Die Grundmauern des einstigen großen Gebäudes wurden damals freigelegt.

Das Gut war zuletzt im Besitze der Familie von May. Von dem letzten Besitzer, einem Junggesellen, weiß man heute im Dorf noch allerlei interessante Dinge zu erzählen. Große Teile seines Gutes soll er regelrecht verschleudert haben. So verhandelte er einst den ganzen Kahlenberg bei Bergkirchen für eine lederne Reithofe. Dem Bauern Reineke schenkte er für die Beförderung eines einfachen Briefes zwei Scheffellast Land. Der Rest des Gutes fiel durch Testamentsverfügung des „Junters von May“ an Mentenhof. Er hatte bestimmt, daß ihn die Familie beerben sollte, die ihn zuletzt pflegen würde. Nach der mündlichen Überlieferung hat er sich in seinem Alter auf mehreren Höfen aufgehalten. Es scheint aber nicht leicht gewesen zu sein, den alten Herrn zufriedenzustellen. Den letzten Abschnitt seines bewegten Lebens verbrachte der „Junter von May“ auf dem Mentenhof, der nach des Junters Tode durch die erwähnte Erbschaft der größte Hof im Dorfe wurde und blieb.

Reichhaltiges Material zur Geschichte Brüntorfs lagert im Landesarchiv zu Detmold. Sicher enthält es noch manche interessante Begebenheit, die uns bis heute unbekannt blieb. Es wäre eine dankbare Aufgabe, sich einmal intensiver damit zu beschäftigen und die Chronik dieser alten Dorfsiedlung zu vervollständigen.

Vergilbte Blätter aus alten Zeiten

Auch unsere Altvorderen hatten einst ihre Nöte und Sorgen

Das Hagendorf Krentup liegt südöstlich von Leopoldshöhe an dem wenig wasserführenden Eselsbach. Ein Gehöft reiht sich an das andere. Der heutige Besitzer eines der mittleren Höfe, Herr Wächter, fand in seiner Truhe eine Menge alter Papiere, die er mir zur Auswertung zur Verfügung stellte. Vor mir liegt ein vergilbtes Dokument vom 21. März 1783. Hierin wird Wächter mit „Kleinfötter“ bezeichnet. Dann heißt es weiter: „I. Er besitzt: einen Hof im Zuschlage, ist mit Eichen und Obstbäumen besetzt. II. An Gebäuden: ein Wohnhaus, eine Leibzucht, ein Backhaus, einen Schoppen. III. Einen Garten am Hofe. IV. An Vändereien, 1. die oberste Wand, 2. die mittlere Wand, 3. die unterste Wand, liegt zusammen nordwärts vom Hofe = 29 1/2 Scheffellast. V. Eine Wiese bei obigem Lande = 1 1/2 Sch. VI. Einen Teich auf Hofe = 3 Sch. Pflegt sein Vieh den halben Tag in die Steinheide und den halben Tag ins Ewenhauserholz zu treiben: 4 Kühe, 2 Rinder, 3 Schweine.“ Was hat er für sein Bestium zu zahlen? Hören wir!

„Rekapitalisatio“

I. Hofraum 1 rthl 18 gr. II. Gebäude 5 rthl 6 gr. III. Garten 2 rthl. IV. Vändereien 20 rthl. 25 gr 1 1/2 pf. V. Wiese 6 gr. VI. Teich 18 gr. Gemeinheitsnutzung 2 rthl 27 gr. Summa 23 rthl 28 gr 1 1/2 pf.“ Doch damit nicht genug. In einem anderen Dokument hören wir von anderen Abgaben. Wir lesen: „Er hat an das dortige adeliche Gut (gemeint ist Hovedissen) zu prästieren 3 Scheffel Gerste, 28 Scheffel Hafer, 1 Gans, 1 Huhn, 1 Botten Flachs.“ Wächter ist außerdem verpflichtet „4 Handdienste (2 durch Männer, 2 durch Frauen) zu leisten.“ Diese Bestimmung wurde erst am 7. Juni 1856 durch erfolgte Kapitalleistung

gelöst. Wächter hatte dafür sechs Reichstaler, neun Mariengroschen zu zahlen. Hier lag ein Irrtum vor; denn schon in dem Verträge von 1780 waren die „3 Handburgsteden“ gegen jährliche Zahlung von 18 rthl. an den Amtsverwalter Lorenz abgelöst worden. — 1804 wurde ein großer Teil der Wächterschen Vändereien verpachtet.

Der Hauptpächter war ein gewisser Schürmann. Ein umfangreicher Mietvertrag wurde abgefaßt. Schürmann pachtet . . . 2 1/2 Scheffel auf 12 Jahre als von Michaelis 1804 bis Michaelis 1816 und gibt davon Pacht, pr. Schef. 7 rthl 20 gr. und 1 Schef. Habern (Hafer), jährlich eine Summa 8 rthl 16 gr. und 3 1/2 Scheffel Habern . . . und kann derselbe nach seinem Nutzen Willkür beackern auf 12 Jahre . . . Unter dem Dokument steht: „Hat die Landmitte von den Wächterschen lande von 1805 u. von 1806 und von 1807 und von 1808 und von 1809 richtig bezahlt welches ich hiermit bescheinige, den 5ten Septm 1809.“ Doch nicht alle Pächter zahlten pünktlich, so daß sich Wächter veranlaßt sah, den Bauerrichter Ritter mit der Einziehung der Gelder zu beauftragen. Er meldet folgende „Rückstände, die er nach genauer Berechnung gefunden hat:

Col. Poti = 2 rthl 11 gr., Panfote = 16 rthl 10 gr., Berend Schürmann = 12 rthl 23 gr., Berend Hagemann = 3 rthl 6 gr., Heinrich Blöger = 5 rthl 30 gr., Col. Schürmann die Heuer von 1810 = 8 rthl 34 gr., Schneider Ziegenbein Heuer von 1810 = 4 rthl.“ Da ist es zu verstehen, daß Wächter genau Buch führte über Einnahme und Ausgabe. Auch diese Bücher liegen vor. Wir wollen uns nur mit einem

(Fortsetzung nächst Seite)

Theologen früherer Jahrhunderte geehrt

Neue Lemgoer Straßen erhalten Namen = Lobenswerte Tat in der Hanfstadt

Bei der Benennung neuer Straßen sich alter, verdienter Bürger zu erinnern, ist eine anzuerkennende Gesplogtheit, und besonders erfreulich ist es, daß der Lemgoer Hauptauschuß sich nicht scheut, dabei Jahrhunderte zurückzugehen und das Gedächtnis an solche Männer wachzurufen, wie diejenigen, nach denen die oben genannten Straßen benannt worden sind. Denn außer Kennern der Heimat- und Stadtgeschichte wissen sicher nur wenige etwas von der Bedeutung eines Gisenius, eines Hamelmann und Biderits. Wir fragen: Wer waren sie, wann haben sie gelebt und wodurch haben sie sich ausgezeichnet? Kurze Lebensbeschreibungen sollen uns die Antwort geben.

I. Gisenius. Magister Johannes Gisenius ist 1577 in Dissen im Osnabrückischen geboren, war Schüler des Gymnasiums in Lemgo und studierte in Wittenberg Theologie. Es war die Zeit, in der die strenge lutherische Orthodoxie in Wort und Schrift scharf kämpferisch gegen den römischen Katholizismus, das reformierte Bekenntnis, ja selbst gegen die nur wenig abweichende Lehre Philipp Melancthons voringing. Gisenius wurde in Wittenberg ein Kämpfer für die Reinhaltung der lutherischen Lehre. Von 1610 bis 1615 war er Rektor am Lemgoer Gymnasium, dem er seine erste Ausbildung verdankte. Seine Tätigkeit hier in Lemgo wird von dem Superintendenten Abraham Theopold, derzeit Pastor an der reformierten Kirche in Blomberg, stark kritisiert, und in einem Bericht vom 5. Juni 1654 beschuldigt er ihn, daß er den gefährlichen Aulstand in Lemgo angezettelt und dort die Philippien (Schüler Melancthons) verdrängt habe. In seinen Berlautbarungen habe er den Grafen zur Lippe, Simon VI., einen lupus (Wolf), einen Tyrannen genannt, die Stadt gegen den Landesherren ausgekehrt, so daß sie sich seinen guten Absichten widerstetzt habe. In wieweit solche Anschuldigungen zutreffen, kann dahingestellt bleiben, jedenfalls hat Gisenius in seinen Dissertationen über die lutherische Lehre, die er in Lemgo schrieb, Anlaß dazu gegeben. Während seines Lemgoer Aufenthaltes verheiratete er sich mit der Witwe des Lizentiaten der Rechten und Synodikus des Thumkapitels zu Paderborn, Johannes Müller. Sie, Catharina, geb. Heders, war die Tochter des Wirtes „Zur Roße“ (Ecke Mittel- und Rosenstraße) Reineke Heders und seiner Ehefrau Anna, geb. Wolfhausen. Catharina hatte drei Geschwister: Gottschalk, der nach seines Vaters Tode die Wirtschaft „Zur Roße“ führte und mit Ilse Bestels verheiratet war, ferner Elisabeth, nachher Dietrich Grottes Frau, und Armgard, die Gemahlin Rolte Clausings. Die letzteren beiden Männer sind aus der Geschichte Lemgos bekannte Persönlichkeiten.

Gisenius kam von Lemgo aus an die Universität Gießen als Professor der Theologie und dann i. J. 1619 an die Universität Straßburg. Seine Stellung dort war für ihn sehr ehrenvoll und einträglich; allein seine Frau konnte sich nicht gewöhnen, sie lebte sich nach der Heimat und drängte ihn, einen Ruf an die 1621 gegründete Universität Rinteln anzunehmen. „Sehr ungern war er von Straßburg fortgegangen, und als ihm unterwegs ein Mißgeschick zustieß, hat er die Schuldige gehörig durchgeprügelt. Einmal in Rinteln angelangt, hat er der Universität

in schwersten Tagen die Treue gehalten und mit starkem Willen das Beste für die Erhaltung und Erneuerung geleistet“, so lesen wir in Schröders Geschichte der Universität Rinteln.

Während des Dreißigjährigen Krieges hat Gisenius in Rinteln von der verrohten Soldateska viel auszuhalten gehabt, namentlich wurde er wegen seines evangelischen Glaubens von der katholischen Partei hart bedrängt. I. J. 1632 w. . . er sogar als Gefangener nach der Festung Minden verschleppt und dort drei Jahre lang festgehalten. Der Lehrbetrieb ruhte in den folgenden Jahren vollständig, erst 1641 konnte er wieder aufgenommen werden. Da erhielt auch Gisenius eine neue Bestätigung in seine akademischen Würden. 1650 kamen Anhänger des Professors Calixtus aus Helmstädt nach Rinteln. Georg Calixtus lehrte 1614 bis 1656 in Helmstädt lutherische Theologie. Seine Disputationen erregten bei den strengen Orthodoxen Anstoß, denn Calixtus war nicht bloß geneigt, zwischen Lutheranern und Reformierten das Streitige als unwichtig zu betrachten, sondern er hielt sogar eine Einigung aller christlichen Kirchen auf Grund des Bekenntnisses der fünf ersten Jahrhunderte für möglich. Als nun die aus Helmstädt gekommenen Professoren in Rinteln ebenfalls das Gemeinliche mehr betonten und nicht das Trennende, geriet Gisenius mit ihnen berart in Uneinigkeit, daß er sich 1652 verabschieden ließ. Während der drei nächsten Jahre hielt er sich im Kloster Vödem auf und begab sich dann auf sein Landgut, den Steinhof in Lieme. Diesen hatte ihm seine zweite Ehefrau, die

verwitwete Elisabeth Erp-Brodhausen, geb. Zuhrlöhn aus Herford, zugebracht.

Professor Gisenius war, wie wir gesehen haben, eine cholische und kampffrohe Natur, was er auch in Gießen durch Herausgabe einer temperamentvollen Streitschrift gegen den römischen Katholizismus bewies. Er scheute auch nicht vor einem langwierigen Prozeß gegen die nächsten Verwandten seiner ersten Frau zurück. Diese war am 9. November 1625 gestorben und hatte aus erster Ehe eine Tochter, Engel Müller, nachgelassen. Solange diese minderjährig war, hatte sie Gottschalk Heders, den Bruder der Mutter, und den Bürgermeister Rolte Clausing zu Vormündern. Die Witwe Reineke Heders, Gisenius' Schwiegermutter, hatte 1612 ihre Güter an ihre vier Kinder verteilt, und nun war wegen dieser Teilung und was damit zusammenhing, auch wegen der Mitgift und Hinterlassenschaft von Engel Müllers Mutter ein Streit zwischen den Erben entstanden. Wir können hier nicht näher auf den Verlauf des Prozesses eingehen, wollen nur so viel sagen, daß die Mutter bei ihrer Verheiratung außer einer handesgemäßen Aussteuer eine Mitgift von 2000 Talern bekommen hatte und daß Gisenius in einem Vergleich am 27. Mai 1626 versprach, Engel außer ihrer Mutter hinterlassenen gerade noch 250 Taler zukommen zu lassen. Engel Müllers wurde die Gemahlin des Franz Tilhen.

Gisenius starb am 6. Mai 1658 im 81. Lebensjahre und wurde in Lemgo zu St. Nikolai begraben. Den Steinhof kaufte i. J. 1675 der Magister Johann Kemper, der Vater Engelbert Kemper's, wodurch das adeliche Landgut auch zur Wohnung und Sterbestätte des berühmten Weltreisenden wurde,

Fr. E.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ritterschaft des Lippischen Landes

Aus der Chronik des Gräflichen Hofgerichts in Detmold um 1693

Die Ausbildung der Landesherrschast hatte zur Folge, daß die Gerichtsverhältnisse des Mittelalters eine Änderung erfahren mußten. Während nach dem Sachsenspiegel der Vogt, als ordentlicher Richter der freien Landassen, ursprünglich von den Landleuten seines Bezirks gewählt wurde, war im Laufe der Zeit, in der die Landesherrn viele Gogerichte durch Kauf oder Vertrag an sich brachten und diese Gerichte in ihren erblichen Besitz übergingen, aus dem gewählten Vogten ein reiner Beamter des Landesherrn geworden. Durch Landes-Gerichtsordnungen erhielten die Gerichte eine einheitliche Ausrichtung; oberste Instanz wurde das Hofgericht des Landesherrn.

Die Kosten für den Unterhalt dieses Hofgerichts wurden auf das Land umgelegt, Klöster, Ritterschaft und Städte, die Ämter und Flecken und die Freien des Landes hatten diese Steuer aufzubringen. Interessant ist ein Verzeichnis aus dem Jahre 1693 über diese Umlage-Steuer für das Hofgericht zu Detmold und welche Beiträge auf die einzelnen Gruppen fielen; die Ritterschaft als die größte Grundherrin nach dem Landesherrn kam dabei am besten davon.

Die Gräfliche Hof-Kammer übernahm 200 Thlr., dann folgte Jost von Bahrendorf zu Milse und das Kloster zu Blomberg mit je 100 Thlr., die Klöster zu Lemgo, Cappel und Falkenhagen zahlten zusammen 8 Thlr., 20 gr. Während die Ämter Blomberg, Bahrenholz, Sternberg, Schwalenberg, Detmold, Brake, Horn und Schlangen zusammen mit 166 Thlr., 21 gr. und die Städte Lemgo, Iffeln, Horn, Blomberg und

Detmold zusammen mit 133 Thlr., 32 gr. zum Unterhalt beitragen mußten, zahlte die gesamte Ritterschaft nur 70 Thlr., 25 gr., die Flecken Barntup, Schwalenberg, Bahrenholz und Moerdissen zusammen 22 Thlr., 29 gr. und die Freien als Erpenhoff zu Lieme, Köthenberg zu Horn, Brodshmidt, Gröhne zu Obernhausen und Tosall zu Ordinghausen zusammen nur 2 Thlr., 35 gr. Zusammen kamen so 805 Thlr., 18 gr., der Thaler zu 36 Groschen gerechnet.

Die Ritterschaft des Lippischen Landes setzte sich damals wie folgt zusammen:

Drost Johann von der Borg zu Detmold, Drost von Bülfften zu Lemgo, Drost von Brind zu Igaenhafen, Kanzler Tilhenhoff in Lemgo, die von Donop zu Böbbel, Altendonop, Lüdersdorf, Brodhausen und Maspe, die von Wendt zu Krakenstein, Holfeld, Papenhafen, Wiedenbrück und zu Hödershof in Lemgo, die von Kerfensbrod zu Barntup, Bierborn und Mönchshof, die von Eger zu Wämsen, Detmold, Popenhafen und Herberhausen, die von Friesenhafen zu Maspe und Belle, die Werpup zu Benhausen und Lappenhoff, die Schwarzen zu Brauendbruch und Detmold, die von Wengersen zu Reelfkirchen, die von Münchhausen zu Wendlinghausen, die von Westphalen zu Holfbroke, die von der Lippe zu Freismissen, die von Hammerstein zu Hornoldendorf, die von Brede zu Steinbeck, Berndt von Offen, Lefebde jekt Franz Tilhen, Gewekthe in Lemgo, Gohgräfe zum Klauthoffe, Reineke von Gröppentorf, Grothe zu Niedertalle, Jeldt zu Lüdenhausen, Hooedissen und Wahlen Erben in Lemgo.

Hugo Ralsch

Verilbte Blätter aus alten Zeiten

(Fortsetzung)

Teil der Ausgaben besaßen. Gleich auf der ersten Seite steht folgende Eintragung: „Am 27. April ist das Kind beim Ochsen gewesen. Am 28. May ist die Kuh bei den Ochsen gewesen das Kind auch. Am 1. Julius ist das Kind wieder beim Ochsen gewesen. . . Ich habe den Reker von 10 rthlr die Zinsen mit 18 ar. richtig bezahlt von 1813. — Und den 10. Februar habe ich den Küster in Schömar Halbfch. Hafer bezahlt mit 14 gr. — An den Herrn Rennmeister zu Hofedissen bezahlt ein boden Flaks und ein Ganns ein Huhn mit 1 rthlr 8 gr. bezahlt von 1813. — An den Meier zu Finnen die Zinsen bezahlt den 8. Oct. 1814. — 12. Jenner Malgeld bezahlt 33 gr. — Und zu den Pastorthausse zu Schömar 33 gr. bez. — Ich habe den Zeijner (Veizbüchter) Düe in Dag Ion bezahlt 2 rthlr 24 gr den 9. Decemb 1813“ usw. Der Sohn des W. übernahm diese „Buchführung“ und führte sie bis zum Schluß des Buches im Jahre 1856 durch. Die Zeiten änderten sich. Alle Abgaben wurden aufgelöst, neue entstanden. 1852 werden Petrischak, Kirchensteuern, Huidesteuern genannt. Was würden die damals Verstorbenen wohl heute sagen, wenn sie von den mancherlei Besteuerungen hörten? S. D.

Et kümmt'r ober nau teo!!

Hinnert Bollermann und Auguste Klingfiel wollen heiraten. Endlich. Es ist immer etwas dazwischen gekommen. Erst die Krankheit von ihm, dann von ihr, danach die „Kampagne“, dann der Ärger mit der Klingfielschen, der Schwiegermutter, und so fort. Nun ist die Hochzeit auf Freitag, den 15. Mai, festgesetzt, endgültig. Aber am Dienstag vorher hat Hinnert einen Termin beim Amtsgericht. Wegen Verbalbeleidigung des hochmögenden Herrn Amtsrichters selbst. Er hatte ihn einen „trümmen Hund“ oder einen „aulen Schöitler“, was wei' ich, genannt. Selbstverständlich verlangt das hohe Gericht die sofortige Zurücknahme der Beleidigung, andernfalls — „Wat, annerfalls? Nix nehm ek trügge“, erklärt Bollermann, „nä, Amtsrichter, wat hier heruit es (er

zeigt mit dem Finger auf seinen Mund), dat geiht 'r nicht wier herin.“ Er setzte herausfordernd hinzu: „Un wenn jui't nau mol heieren wiit, denn kumt man her, denn kön jui't olle naumol heiera.“ Und wiederholt die Verbalinjurien lauter, entschiedener als beim erstenmal. Worauf das Gericht ihm zehn Taler aufknadt, oder, im Nichtentreibungsfalle, acht Tage Einzelhaft. Worauf Bollermann seine Braut, die mit unter den Zuhörern im Saale sitzt, gleich am Gang rechts, bei der Abführung mit diesen Worten tröstet: „Rott Wieschen, denn toif wui nau a't Dage. Dat moft den Kauh niu nich mehr fett. . . kümmt'r ober nau teo!“ W. B.

Von Eseln und Mulins in Barntrup

In vergangenen Zeiten auf schlechten Wegen das beliebte Zugtier

Vor kurzem berichteten wir, daß der Begründer des Barntruper Waisenhauses, der Freiherr Anton von Hagthausen, mehrere Eselinnen hielt, weil ihm von seinem Arzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit Eselsmilch verordnet war. Ein Leser fragte daraufhin an, ob früher in Lippe der Esel als Reit- und Zugtier benutzt worden sei und warum man heute das so bekannte Grautier nirgends mehr sähe. Darauf ist zu entgegnen, daß tatsächlich im Mittelalter und auch später vielfach Esel aus pekuniären Gründen und auch wohl wegen der schlechten und beschwerlichen Wegeverhältnisse in Lippe gehalten wurden. Um die Verkehrswege trocken zu halten, mied man die Täler und legte sie auf den Bergen an.

Für diese zum Teil schwierigen und auch steilen Bergwege war der Esel das rechte Zug- und Reittier. Auch bei den lippischen Handelsjuden der damaligen Zeit, die mit Tuchen, Textilien und anderen Dingen auf den Dörfern hantieren gingen und andere Produkte wie Felle, Borsten, Lumpen und Schrott wieder aufkauften, war der Esel ein beliebtes Tragtier. Auch in Lippe galt der Esel als Sinnbild der Dummheit. „Esel“ lautete im lippischen Platt die beleidigende Bezeichnung, die man seinem Gegner im Zorne zuschleuderte, und mancher Lipper ist im Laufe der Jahrhunderte wegen dieser Insultie vom Richter in Strafe genommen worden. Dabei ist der Esel ein sehr aufgeschlossenes und kluges Tier. Schuld an seiner Entartung ist allein der Mensch, der ihn Jahrtausende hindurch vielfach schlecht behandelt, ihm das schlechteste Futter gab und den elendsten Stall anwies. Man muß einmal gesehen haben, was in südlichen Ländern so einem Esel alles aufgebürdet wird.

Kein geringerer als André Gide hat in seinem berühmten Tagebuche der unsäglichen Gebuld, dem Schmerz und der Schwermut, wie wir sie oft in den wie in einem unbegreiflichen Staunen aufgerissenen Augen des Esels finden, ein längeres Kapitel gewidmet. Als man seit 1750 in Lippe begann, die Verkehrswege mehr in die bequemen Täler zu verlegen, verschwand auch der Esel als Zug- und Reittier von den lippischen Straßen. In den Viehzählungslisten von 1776 und 1788 werden keine Esel mehr aufgeführt. Nichtsdestoweniger wurden aber in Lippe Esel im beschränkten Umfange zu diesen oder jenen Zwecken gehalten. Manche Ärzte und auch Apotheker, wie z. B. Glogin und Reiser in Detmold, hielten Eselinnen, um ihre Patienten und Kunden mit der hin und wieder verlangten Eselsmilch versorgen zu können.

In den Markfällen der Grafen Friedrich Adolph, Simon August und auch der Fürstin Pauline wurden Esel gehalten, die zur Kinderbelustigung und zu Maskeraden dienten. Als der berühmte Pierre Paget de Bragard vom Grafen Simon Heinrich für einige Jahre aus Detmold als Gast nach Schloss Sternberg verbannt wurde, benutzte er — wohl in Erinnerung an die Bräuche seiner provencalischen Heimat — auf seinen Dienstwegen in seinem Amtsbezirk einen Esel als Reittier. Vor einigen Jahren wurde in den Blättern der VZ ein Brief der Witwe des berühmten Freiherrn Adolf Knigge („Umgangs“-Knigge) veröffentlicht, die unter dem Namen Eregine als Schriftstellerin bekannt wurde und ihren Lebensabend auf Schloss Wendlinghausen verbrachte. In launiger Weise beschrieb sie, wie sie mit einer Begleiterin auf Eseln nach Lemgo geritten sei, um die frante Boettin Charlotte Wilhelmine Amalia von Donop (sie war in Göttingen als poeta laureata gekrönt worden) auf ihrem „Lottersbett“ ein wenig zu erheitern. Auch auf

einigen Domänen und Gütern (Hausmann auf Breda, Treitmanus um 1840 auf Meierei Barntrup, Honermann in Schönhagen) wurden Esel für die Kinder gehalten. Der lippische Heimatdichter Ludwig Altenberndt, der seit seiner Jugendzeit gelähmt war, und 1890 in dem mit einer Gedenktafel versehenen kleinen Häuschen in der Grabestraße starb, ritt täglich auf einem Esel von seiner Wohnung durch die Bruchstraße zum Diktatortgebäude, wo er auf der Rentkammer beschäftigt war. Vom Fürsten Wolde mar hatte er die Erlaubnis erhalten, auch den Schloßplatz, auf dem sonst das Reiten und Fahren nicht gestattet war, als Reitweg zu benutzen.

Den älteren Hornischen Bürgern ist noch der Händler August Sietmann auf der Nordstraße in Erinnerung, dessen Chefrau lange Jahre hindurch mit einem Eselgespann wöchentlich mehrere Male zum Markt nach Detmold fuhr. Vielen Detmoldern ist noch der Esel der Paulinenanstalt bekannt. Bei den Intendanten des Landestheaters galt er als beliebtes Bühnenrequisit, und viele Male hat er auf den weltbewegenden Brettern ein Debut gegeben. Auch in Bad Salzuflen konnte man vor einigen Jahrzehnten noch eine Eselshaltung zum Reiten für Kinder feststellen.

Wie der Esel, ist auch das Maultier, Mischling zwischen Esel und Pferd, in Lippe nie recht heimisch geworden. Als der Großjäger und Zirkusmann Sam

Johann Knoote vor mehr als 60 Jahren mit seiner Begleiterin Dora Reinhold in Lemgo eine neue Wohnung in der Neue Hofstraße bezog, brachte er ein Gespann von wunderbar gepflegten Maultieren mit, das einige Zeit später von Gerhard Honermann auf Drostenhof bei Reine erworben wurde. Auch in den Straßen von Detmold konnte man noch vor einigen Jahrzehnten regelmäßig ein Maultier beobachten, dessen Eigentümer Dr. Wallbrecht in Hornoldsdorf war. Wir alle kennen die dunklen Strophen des Goetheschen Mignonliedes:

„Kennst du den Berg und seinen Wolfenstieg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg . . .“

Manche Lipper, die im letzten Krieg in Italien gekämpft haben, konnten die Sicherheit dieser Maultiere und ihren untrüglichen Ortsinn auf den oft gefährlichen und beschwerlichen Saumpfadern der italienischen Berge bewundern. In Deutschland fand das Maultier namentlich in den bayrischen Boralpen, hier Mulins genannt, Verwendung, um schwer zugängliche Berghöfe, Hotels und Berghäuser mit allen Gütern des täglichen Lebens in seinen Tragkörben zu versorgen. Da sich Maultiere als Bastarde in der Regel nicht fortpflanzen, hat sich der bayrische Staat in einer besonderen Zuchtanstalt die Züchtung von Mulins angelegen sein lassen.

Die Entwicklung des modernen Verkehrs, die Anlage von Drahtseilbahnen und andere technische Erfindungen haben aber die Mulins auch in Bayern sehr zurückgedrängt. Während es im Jahre 1939 noch 4500 Mulins in Bayern gab, wurden im Herbst 1953 nur noch 1200 Maultiere gezählt. h. v. S.

Wo lag der Schmuggelkrug in Lippe?

Was ein alter Heimatforscher im Blickfeld des Tönsberges entdeckte

Um die zwischenstaatlichen Zollgrenzen niederzulegen, hatten sich viele deutsche Länder, wie Bayern, Württemberg und das große Preußen zum Zollverein zusammengetan. Nur unser Lipperland dachte nicht daran. Die Folge davon war ein schwunghafter Schmuggelhandel. Die zollfreie Ware wurde bis Erder befördert, dann auf Wagen und Karren verladen und quer durch Lippe transportiert. Man wollte die große Handelsstraße südlich vom Teutoburger Walde, den Hellweg, erreichen. Der Bartholdstrug war der Umschlagplatz, das Zentrum des schwunghaften Schmuggelhandels zwischen Weisfalen und Linne. Die Graßliche Regierung legte Wert darauf, den Zoll zu bekommen und beauftragte zunächst damit den Menthauser Müller im Schopstetal, diesen zu erheben. Aber die Schmuggler wußten, wie wir noch sehen werden, diesen für sie gefährlichen Weg zu umgehen. Die Zolleinnahmen des Müllers waren farg, weshalb er sich beklagt, daß von diesem und jenem der Zoll verfahren sei. Die graßliche Regierung sah sich daher veranlaßt, die Zollstation von der Menthauser Mühle zum Jakobstruge am Hellweg zu verlegen. Doch bald wurden Gerüchte laut, daß der Jakobstrüger sich selbst am Schmuggel beteiligte. 1752 wurde Johann Barthold Grote (Bartholdstrug) Zollinspektor. Grote stammte aus Verlinghausen vom Groten-Hofe. 1711 bekam er die Genehmigung, unweit des Jakobstruges sein Anwesen zu erbauen mit dem Privileg, Bier und Schnaps zu brauen. Dieses Recht ging auch auf seine leiblichen Nachkommen über.

Wieweit seine Nachfahren, nämlich Johann Berend, geb. 10. Januar 1731, dann Friedrich Christoph Jakob, geb. 26. Dezember 1763 und Johann Berend, geb. 5. März 1795 von beiden Privilegien Gebrauch gemacht haben, konnte der mit 94 Jahren im Jahre 1946 verstorbene alte Grote, der letzte der Bartholdstrüger, nicht erzählen; nur wußte er, daß sein Vater, Friedrich Wilhelm Konrad, geb. 4. November 1802, den Schnaps noch selber fabrizierte. — Kehren wir nun zu dem Zollinspektor Barthold Grote zurück!

Daß nun am Bartholdstrug die Zollstation war, bekundete ein großes Messingschild, das sich jetzt im Landesmuseum zu Detmold befindet. Es trägt die Aufschrift: „Hier gib Zoll!“ Der Jakobstrüger wollte aber keinen Schaden durch die Verlegung der Zollstation zum Bartholdstruge haben, und gestattete daher den Schmugglern, vom Menthauser Berge aus quer über seine Grundstücke zu fahren, um zur Grenze zu kommen. Noch heute sind die vielen benutzten Wege im Gelände zu sehen! Zwar beschwerte sich Grote bei der graßlichen Regierung in Detmold über das Benehmen seines Nachbarn. Es nützte ihm aber nichts. Der Jakobstrüger drehte nun den Spieß um und zeigte Grote des Schmuggelhandels an. Die preußische Zollbehörde wollte sich nun Grotes bemächtigten Handlangerdienste folle der entlassene preußische Steuererheber Strunk der unweit des Bartholdstruges auf preußischer Seite wohnte, leisten.

Es erschien eines Tages der preußische Kontrolleur, ein Förster und Genbarm bei Strunk und er-



Der geheimnisvolle Weg

klären ihm, daß er wieder ins Amt gesetzt werden könne, wenn er eine Kaution von 50 Talern stellen würde. Strunk ist dazu nicht in der Lage. Man fragt ihn, ob nicht Grote aushelfen könne. „Doch“, war die Antwort. Strunk soll Grote holen. Ahnungslos kommt Barthold Grote. Doch bald macht er große Augen. Man warf ihm Schmuggel vor und verhaftete ihn kurzerhand. Grote wurde gefesselt nach Bielefeld gebracht und landete schließlich im Gefängnis zu Soest. Strunk beeilte sich, den Vorfall Grotes Frau mitzuteilen. Diese beschwerte sich beim Amte in Verlinghausen, das dann weitere Schritte unternahm. Bei der Vernehmung erklärte Grote, daß im Krug häufig Zucker aus Bremen gelagert, der aber heimlicher Weise von Padtrügern über die Grenze geschafft worden sei. Die lippische Regierung protektierte ebenfalls gegen die Verhaftung Grotes, die ja nicht zulässig, da Gr. doch lippischer Untertan sei. Plötzlich verschwand Grote aus dem Gefängnis zu Soest.

Daraufhin, soll Barthold, so erzählte sein Urenkel, nicht wieder über die Grenze gegangen sein. — Wenn der Menthauser Müller, wie oben gesagt, darüber klagt, daß „von diesem oder jenem der Zoll verfahren sei“, so ist daraus zu entnehmen, daß geheime Wege benutzt wurden, um über die Grenze zu kommen.

Einen dieser geheimnisvollen Wege finden wir neben dem „Wellekrug“ im unteren Schopstetal. Das Gebäude ist niemals ein Krug gewesen. Die „Welle“, d. h. Quelle, liegt dicht bei dem Gebäude. Wo aber lag

Apfel, selbst „gezeugt“

War einer am Leistruper Walde, ich glaube in D., Brüttemeier hieß er. Hatte sich, seit die Zucht der Edelsorten aufgenommen, in ausgesprochen liebevoller Weise auf die Erzeugung von Tafelobst spezialisiert. Die Erfolge blieben nicht aus. Die Kunden, männliche wie weibliche, auch nicht. Rissen sich bald um die köstlichen Produkte der Spaliere und Hochstämme. Wenn nun so einer Stadtjapperchen aus Deppel, der das Herz voll Lobes war, der Mund überging, dann warf Brüttemeier sich mit Stolz in die Brust und, sich hochdeutsch ausdrückend statt des sonst gebräuchlichen Platts (wo es heißt: 'et hähbe se fümft tuigel') nach der bekannten Übersetzungsregel „so wörtlich wie nötig, so frei wie möglich“, konstatierte: „Ja das glauben Se man, meine liebe, gnädige Frau, ich habe sie alle selbst gezeugt.“

Lachefori.

der „Krug?“ Ziegelmeister Bag (?) erzählte mir vor etwa 30 Jahren, daß der gegenüberliegende Brink, „Kriegerbrink“ heiße. Mit „Krieg“ hat diese Anhöhe wohl nichts zu tun, sollte der ursprüngliche Name etwa „Kriegerbrink“ geheißenen haben? Dann müßte auf der Höhe doch einmal ein Krug gestanden haben. Ich suchte und fand. (S. Skizze!) Vom Belletkrug hinauf führt zur Höhe ein tief eingegrabener schmaler Weg, schmal, wie Schmutzwege sind. Auf der Höhe links stehen inmitten von Kiefern, felsiger Weide fast quadratisch angeordnet, Buchen. Hier muß anderer, kalkhaltiger Untergrund sein, denn sonst sieht man nur Kiefern und Heidekraut auf dem sterilen Sand. Ich beginne an verschiedenen Stellen zu graben. Der Erfolg ist da. Bald stoße ich auf Grundmauern, die aus Feldsteinen, Plänerkalk, Muschelfalk und Sandsteinen aufgebaut sind. Ein geräumiger Bau von über 50 Meter Länge und 7 bis 8 Meter Breite, aufgeteilt in viele Kammern, Keller, Behälter, Feuerstelle usw. kommen zum Vorschein. In einer tiefen Abfallgrube neben dem Gebäude finde ich Scherben von verschiedenen Gefäßen, Glasflaschen, Krüge, unbestimmbare Eisenteile, Ketten usw. Wer war der Erbauer dieses geräumigen Anwesens? Wir wissen es nicht. Mit dem Abflauen des Schmutzwegs war auch seine Bedeutung dahin. Der „Belletkrug“ verfiel. Zerstreute Trümmer, band- und mörklos, liegen in der Waldesamkeit umher, umwuchert von Gestrüpp, von Heide und Moos, nur sein Name ist im heutigen „Wellentrug“, tief im Tale erhalten geblieben. H. Dfm.

Plagen mit Wespen und Blattläusen

Zahlreiche Antworten auf eine Leserumfrage der LZ

Im Frühjahr des vorigen Jahres waren Blattläuse und Wespen in normaler Menge vorhanden. Der nasse, kalte und stürmische Frühling und Sommer räumten mit ihnen auf. Die Blattläuse wurden fast restlos von ihren Wirtspflanzen auf die feuchte Erde geworfen. Die Wespen kamen draußen und auch in ihren Brutnestern samt Brut um. Sowie sich wieder einige Blattlauskolonien gebildet hatten, setzte sie ein neuer Regenschauer zur Erde.

Oft standen die Felder und Wiesen stundenlang unter Wasser, so daß auch viele Mäuse in ihren Gängen und Nestern eingingen. Dasselbe geschah mit den Jungmäusen, die in den ersten Wochen ihres Lebens den ganzen Tag über steif und still in kleinen Erdvertiefungen oder sonstigen Mulden lagen. In diesen Stellen sammelt sich das Wasser naturgemäß an, die Häseln werden nass und ertrinken. Geben sie ihren schützenden Platz auf, eräugt sie die Kröte oder der Habicht und nimmt sie mit. Die Regen und Falschangelagen erlebten dasselbe Schicksal. Die Jungen gingen wegen der dauernden Nässe meistens ein, so daß nur Summelfetten übrigblieben. Fasanen sind kaum hochgekommen. Erst die im Herbst gesetzten Jagden fanden das ihnen zuzugewandte Wetter vor und wurden groß.

Das Vernichtungswert des Sommers setzt die bittere Kälte dieser Wochen fort. Da der schützende Schneemantel fehlte, werden auch die wenigen Wespenweibchen, die sich im Herbst in der Erde verkrüppelten, eingehen. Mit ihnen natürlich viele andere Tierarten. Auch die überwinterten Eier der Blattläuse werden ihr Ende gefunden haben, so daß wir in diesem Jahr nur sehr wenig Ungeziefer haben werden. Wichtig ist, im Frühjahr die ersten Blattläuse und Wespen zu vernichten, dann haben wir bei einiger Aufmerksamkeit einige Jahre kaum etwas mit ihnen zu tun.

Diese starke Kälte dezimierte auch die Mäuse und Wühlmäuse, so daß z. B. Eulen und Bussarde jetzt schon verhungern. Leider kann man ihnen nicht helfen. Den Bussard kann man in seinem Kampf ums Leben unterstützen, indem man eingegangene kleine Haustiere draußen irgendwo auslegt, er wird sie schon finden. Sind sie aber schon ganz steif gefroren, so ist für den Bussard kaum noch etwas zu machen. In den letzten Wochen wurden von Kindern tot aufgefunden: ein Bussard, zwei Schleiereulen und drei Hermeline. Letztere waren entweder verhungert oder von Ratten, Hunden usw. gefangen, da sie in der schneelosen Landschaft weitläufig aufzitielen. So stellt die Natur das biologische Gleichgewicht von sich aus wieder her; so daß der Mensch nach dieser oder jener Richtung nur noch unterstützend eingreifen braucht, um ihm verhasste Schädlinge ohne Gift auf längere Zeit mindestens kurz zu halten. Der Jäger muß das Raubwild bejagen, da die Mäuse als Futtertiere selten sein werden, und ein Großangriff auf das Wild und die Vogelwelt einsetzen wird.

In der Natur balanciert das gesamte Leben auf eines scharfen Schwertes Schneide, das lehrt uns eine etwas ausgefallene Witterung.

Den etwa 60 Personen, die mir auf meine Anfrage mündlich und schriftlich Nachricht gaben, auf diesem Wege meinen herzlichen Dank.

Karl Schnare.

„Ek woll seowefen gluih gohn!“

Der Eiserkrug auf der Boitsheide ist zweifellos einer der besten im Lande. Zwar gibt es da heute kaum noch schattende Eichen, aber um so vollere Krüge. Wie immer schon, und wie weitherum bekannt, und so fehlt es dem Eiserkrug zu keiner Zeit an Gästen. Die immer noch eins tranken, wie einst schon die edlen Vorgänger, die bierfreundlichen Cherusker. Aule Körtstken war Stammgast im Eiserkrug. War ein Stammgast, der sich nie und durch nichts aus dem feierlichen Gleichgewicht bringen ließ, nicht einmal durch einen Hinauswurf. Hat eine ziemlich hohe, gewissermaßen herrschaftliche Treppe, der Krug an der Endstation der Straßenbahn. Und eben diese hohe Treppe warf ihn irgendwer irgendwann einmal hinunter. Lag also an ihrem Fuß, unser braver cheruskischer Zecher, so lang und so „dik“ und duhn er war.

Kommt einer, der in der Schule einmal die Geschichte von dem Mann, der unter die Mörder gefallen, vernommen und von dem barmherzigen Samariter, der ihn half, Versucht den Armen, Elenden, unter die bösen Morbbuben Gefallenen freundlich zuzusprechen, aufzurichten: „Arme Mann, hät seu dui hier runnersmeeten un in duinen Wunnen liggen laten, de aulen Siupute?“ Worauf jener, unter die Mörder Gefallene, wie wenn nichts wäre, diesen, seitdem geflügelt gewordenen Satz heraussprach: „Rott, dat deut'n nich. Ek wör seowefen gluih gohn.“ W. B.

Vogel=Schicksale

Nun ist der Winter ja hoffentlich bald vorbei, und zu Ende geht auch die Rot, die er Menschen und Tieren brachte. Über die Rot der Menschen berichten die Zeitungen, über das Leid der Tiere und ihre Schicksale erfahren wir meistens nichts. Und doch ist es vielfach nicht weniger wechselvoll. Hier zwei Beispiele.

An der Nacht hatte es erneut geschneit und gefroren und die Fenterscheiben waren am Morgen mit Eis überzogen. Als ich um 8½ Uhr früh aus dem Fenster schaute, erblickte ich eine Kohlmeise, die auf einem Zweige dicht an dem Stamme der hinter dem Fenster stehenden Birke in gedrückter Haltung saß. Den Kopf eingezogen, das Gefieder aufgeschüttelt, dickbäuchig ruhte sie dort. Kein Zweifel, sie ist schwer krank. Nach einer Weile fliegt, nein flattert sie fort ins nächste Gebüsch, hüpfte weiter von Zweig zu Zweig und landet schließlich im dichten Efeu, das an der Mauer des Nachbargebäudes emporrankt und kommt mit wieder zum Vorschein. Nach etwa einer Stunde suchte ich nach ihr. Ja, da liegt sie, hinter dichten,

grünen Efeublättern versteckt, auf einer starken Rante des Efeus, steif und kalt und tot — ein Opfer des Winters.

Und das andere Beispiel! Auf dem Gehöft des Bauern R. in W., näher dem Teutoburger Walde, liegt der Schnee fußhoch. Die Nahrungsquellen sind größtenteils verdeckt, und die Vögel leiden Rot. Auch die Amsel. Doch sie weiß sich zu helfen. Sie fliegt in den hoch eingefriedigten Hühnerhof, wo auch ein paar Hühner trotz des Schnees sich tummeln. Den Hühnern wirds zu kalt und Futter finden sie hier offenbar auch nicht. Sie schlüpfen durch das „Hühnerloch“ in den warmen Scharraum zurück. Und die Amsel? Sie folgt den Hühnern, geht mit an den Futtertrog und fliegt am Abend mit den Hühnern auf die Stange und sitzt friedlich in der Nacht zwischen ihnen, um am Morgen mit den Hühnern zum Futtertrog zu eilen. So hält sie es mehrere Tage hintereinander. Als aber eines Morgens vorübergehend Tauwetter eintritt, verläßt

die Amsel die „warme Stube“ und fliegt draußen umher, kehrt aber mit eindringender Nacht und neu einsetzendem Schnee und Frost wieder zurück zu den Hühnern, bleibt nun mehrere Tage und Nächte im warmen Hühnerhaufe, von niemandem belästigt und bedroht. — Gestern morgen aber saß die Amsel hoch oben in der Spitze des Birnbaumes, wohlbehalten und glatt im Gefieder. Sie hat die Winternot glücklich überstanden. G. Wolff

Laß hinter dir die Heimat, die dich quält und nicht den Geist begreift, der dich befeelt!

Laß hinter dir die Arbeit, die dich bückt und deine Frohne, die dich niederdrückt!

Laß hinter dir das Dorf, drin du gewohnt, das nichts mit dir als Irdisches geteilt!

Laß hinter dir das alles! rufst stets der Geist in mir, und in die Welt mich weh't's!

Ch. Wagner.



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 3

Herausgegeben von der „Lippischen Landes-Zeitung“

1954

Alte Bezeichnungen in Bad Salzufen

In mühevoller Kleinarbeit ermittelt von W. Händel

Bei dem Versuch, die etymologische Bedeutung der zahlreichen, zum Teil längst vergessenen Orts- und Flurbezeichnungen zu ergründen, zieht die Heimatgeschichte in einer Ausgiebigkeit an uns vorüber, die es wert ist, diese äußerst mühsame Kleinarbeit in Kauf zu nehmen. Mag dieses endlose Bemühen auch immer nur Stückwerk bleiben, so ist es doch für den Heimatforscher das interessanteste und dadurch dankbare Gebiet heimatkundlicher Betätigung. Da auch auf diesem, wie auf so manchem anderen Gebiete das Altergebrachte dem Modernen und Fortschritt, dem Zeitgemäßen und Praktischen weichen muß, ist es geradezu notwendig, alle noch feststellbaren alten Flurbezeichnungen einmal festzuhalten, ihre Entstehung trotz der Gefahr von Fehlschlüssen zu ergründen und sie so der Nachwelt zu erhalten. Selbst die umfangreichsten Vorstudien werden es hierbei aber nicht ermöglichen, beim ewigen Wechsel und der sich ändernden Schreibweise der Flurbezeichnungen durch die Jahrhunderte hindurch eine restlose Erfassung zu erreichen. Auch kann des Umfangs dieser Arbeit wegen meist nur eine andeutungsweise Erklärung erfolgen. Nicht erwähnt werden sollen die vielen Flurbezeichnungen, deren Namen ohne weiteres heute noch klar und verständlich sind und die keine oder nur geringe Bedeutung für die Heimatforschung haben.

Die Orts- und Flurbezeichnungen wurden zum Teil bestimmt durch die geographische Lage des Ortes an Flüssen, zwischen Bergen, durch die Bodenbeschaffenheit, vor allem aber durch geschichtliche Ereignisse.

Das Ufer Flußgebiet mit der Salze (sol = Salz), Bega (von bēge = fließendes Wasser) und Berre (784 Barhana, 864 Beraa, 1088 Berra, 1259 Birra, bisher ungedeutet) gehörte als Teil der früheren Billikation Seringwuthen (Seligenwörden) zum Agau (= Wassergau), der ein Untergau des Westgaues (= Westergau) war. Die Flurnamen der Ufer Gemarkungen deuten so zum großen Teil auf Wasser hin, z. B. Hortuhle = huor = Schmutz, Koppensief und Krummensief von sigan = fließen, die Walsch = Sumpfland, Quad-ufsen = Kot-ufsen, Bielenbrink von ful = schmutzig, Binnebad von fenna = Faulbad, Sötte von sol = Moor, Salze = also Moorflur.

Von der Vorgeschichte der gemeinereigenen Siedlungsorte in unserer Gegend ist nur sehr wenig bekannt. Bei dem Vordringen der Sachsen nach dem Rhein seit dem zweiten Jahrhundert der Zeitrechnung nahmen diese auch hier den bebauten Grund und Boden in ihren Besitz und machten die Befestigen zu Höfen ihres Stammes. Obwohl der Markgenossenschaftsverband noch bestanden, so wurden die Rechtsverfassung und Wirtschaft restlos umgewandelt. An der Spitze von Edelingen wurde im 6. Jahrhundert die Hofsbildung mit größerem Hofbesitz durchgeführt, während bis dahin nur von Haus und Hof die Rede war. Der größte Grundbesitzer zur Zeit Karls des Großen war der Sachsenherzog Widukind, dessen Besitztum sich vom westlichen und südlichen Teil Westfalens bis nach Oldenburg erstreckte. Große Teile des später eingelegenen Kriegsgutes, darunter auch Güter in Ulsen (d. i. Seringwuthen), wurden an die Abtei Herford geschenkt. Den wirtschaftlichen Mittelpunkt dieses großen Grundbesitzes bildeten die Fronhöfe. Der uns bei unteren Betrachtungen besonders interessierende alt-sächsische Fronhof war der Hof zu Seringwuthen (Seligenwörden). Später gehörte Ulsen zum Besitz des Bistums Paderborn, dessen Farben noch heute mit „blau-weiß“ die Stadtfarben von Salzufen sind. Als Lehen von Paderborn ging Ulsen an die Grafen von Sternberg, dessen Stern im Salzufen Wappen erhalten geblieben ist, und wurde im Jahre 1400 schließlich an die Edelherren von Lippe verpfändet.

Während weitverbreitete Graberfunde am Ufenberg (Hünengräber), an der Haffestraße, am Gröchte-

weg, an der Moltkestraße (Flächen-Urnenfriedhof) und an anderen Stellen die vorchristliche Besiedlung des Ufer Gebietes nachweisen, wird der Name des Ortes selbst zum erstenmal im Jahre 779 erwähnt.

Im Jahre 779 nämlich schlug Karl der Große in Miduffuli oder Midosfulli

nach seinem Siege über die Sachsen für einige Tage ein Stadelager auf. Hier erschienen die aufständischen Engern und Ostfalen, stellten Geiseln in großer Zahl und leisteten von neuem den Treueid. Sie hatten ihre Freiheit und ihren Grundbesitz verwirkt.

Nach den Heberegeiern der Abtei Herford aus dem 12. Jahrhundert bestanden damals die Ufer Wohnplätze Miltusen (= Miduffuli), Quadufen, Soltufen und Rydderufen.

Quadufen (= Sumpfulfen) lag an der Berre im Sumpfbereich nach Herford zu.

Von den Heerfer Höhen bis zum Spenthof

Als „Grenzland“ hat die Mark Ulsen durch die Jahrhunderte hindurch dauernd dem wechselnden Einfluß weltlicher wie kirchlicher Gewalten unterlegen. So kamen im 11. Jahrhundert einige neuerbaute Höfe unter den Einfluß von Paderborn an das Amt Herse, das sich ostwärts Salzufen erstreckte. Hieran erinnert noch die Flurbezeichnung

in den Heerfer Höfen,

das ist zwischen Osterstraße und der Salze. Mehrere Höfe im Südwesten, nämlich die Drischoff Quadufen, kamen zu dem Amte Oldenherode. Der Rest mit zwölf Höfen (einschließlich Rydderufen) und mehrere Kotten (casa) an der Salzquelle gehörten zum Amt Seringwuthen. Die wichtige Salzquelle mit dem wertvollen Salzhandel brachte das Aufblühen von

Soltufen

zu einem wichtigen Handelsort mit sich. Salzabfahrgelände mit monopolartigen Rechten waren die spätere Herrschaft Lippe, die Grafschaft Ravensberg, die Bistümer Minden, Osnabrück und Münster und die Herrschaft Rietberg. Selbst nach Holland wurde Salz geliefert. Erwähnt wird der Name urkundlich wie folgt: Miduffuli (Einh. ann. 779), Medosfulli (ann. Lauriff.), Mediosfulli (ann. Tiliani), Ulfon (1048), Middelsteln (1146), Ulfen (1221), Soltuffen (1324), Ulfen und Ulfen (1416), Soltuffen (1475), uf = hinab, laon = enger Durchlaß im sumpfigen Tal: „Siedlung hinab zum Wasserlauf im engen sumpfigen Tal“; Solt = Salz, uf = unter, unten, laon = enger Durchgang durch tiefliegendes sumpfiges Gelände (Prof. Braun, Leipzig); „Ort an der Salzquelle unten am engen Durchgang durch sumpfiges Gelände.“

Wenn bisher angenommen wurde, daß es eine irrtümliche Auffassung sei, wenn gelegentlich davon berichtet wurde, daß das Wigbold aus vier Höfen bestanden habe, indem dies damit verwechselt wurde, daß an Ulsen vier Ämter beteiligt waren, nämlich Seringwuthen, Herse, Winnen und Altenherode, so darf darauf hingewiesen werden, daß damit die vier Siedlungen Quadufen, Soltufen, Gestrungen und Rydderufen gemeint gewesen sein können. Auch in dem Heberegeiern von Stift Berg wird eine vier Höfe umfassende Drischoff Waleburg aufgeführt, die unweit Schötmar gelegen haben soll.

Wo aber war diese

Waleburg?

Zur Zeit der Sachsenkriege flüchteten die Einwohner bei der Annäherung des Feindes auf ihre Wallburgen (Hünengräber). Spricht nicht manches dafür, daß eine solche Wallburg auf dem Ufenberge war? Vielleicht er-

Soltufen

in der jetzigen Innenstadt, wie die mehreren Schichten von Grundmauern usw. beim Postneubau nach dem ersten Weltkrieg am Salzhof beweisen.

Rydderufen

lag höchstwahrscheinlich in der jetzigen Stadtrandiedlung an der Herforder Grenze. Es erinnern daran noch der Rattstaken = Richtigplatz, der Brunnensplatz und der Pagenbusch = Pferde-Sattelplatz.

Miltusen

kann schon mit Rücksicht auf das immerhin umfangreiche Stadelager Karls des Großen im Jahre 779 als „das mittlere Ufen“ nur zwischen der Straße nach Herford bis zur großen Heide am Obernberg, also etwa auf der sogenannten Fliegerriedlung gelegen haben.

Im Jahre 1516 wurde der Ort

Gestrungen

bei Salzufen erwähnt, der längst vergessen ist. Er lag oberhalb der heutigen Talstraße vor dem Ufenberge. Geest = höher gelegenes, milderfruchtbares, oft sandiges Land im Gegensatz zu Marschland. Daran erinnert noch die Flurbezeichnung an der Talstraße das geistige Feld oder im Volksmund das garstige Feld.

klart sich so die Bezeichnung Walhalla, wo sich heute noch Hünengräber befinden. Die Flurbezeichnung

Zwiffenborch

dahelst scheint ebenfalls damit zusammenzuhängen. twiffen = in Streit sein. Zwiffenborch heißt dann nicht mehr und weniger als Streitburg (oder Zwiffenburg!). Dann würde die Rotiz in dem Stift Berger Heberegeiern ebenfalls verständlich.

Gering, unklar und verwässert sind die Sp. en heidnischen Kultus und fast alle Ortsbezeichnungen der heidnischen Zeit. Das liegt in der Hauptsache daran, daß sie ausgelöscht werden sollten, wie es in Deuteronomium, Kap. 12, V. 2-3 heißt: „Verbrennet mit Feuer ihre Haine und die Götzen ihrer Götter tut ab und vertilget ihre Namen aus demselben Ort.“ Deshalb sollte man bei der Ableitung der Flurbezeichnungen von mythischen Vorstellungen besonders vorsichtig und zurückhaltend sein.

Im Jahre 1640 waren noch die längst verschwundenen vier Meierhöfe in Ulsen bekannt, nämlich der Scheithof, der Hestamphof, der Anningshof und der Spenthof. Wo nun standen diese Höfe?

Der Scheithof (= Schiekhof)

stand in der Nähe der Schiekhofstraße. Auf seinen einstigen Stand weist außerdem noch ganz eindeutig die Katasterbezeichnung

„Hinterm Schiekhof“

hin.

„Der Hestamphof“ = Heftenhof

(Hese = Busch — oder Gestrüpp — Wald — Feld) war in der Nähe des Hestampers oder Wüstener Tores, Ecke Werten-, Turmstraße, innerhalb der späteren und dort heute noch vorhandenen Stadtmauer.

Der Anningshof

ist wohl kaum noch festzustellen. Es ist anzunehmen, daß er vor schätzungsweise 800 bis 900 Jahren auf dem jetzigen Postgrundstück am Bickplatz gestanden hat. Im Jahre 1048 besaß das Kloster Abdinghof in Paderborn auch ein Salzhaus in Ulsen. Könnte der Hof in Ulsen nicht den gleichen Namen wie der Paderborner Klosterhof geführt haben? Die Abwandlung von Abdinghof durch Jahrhunderte hindurch in Anningshof wäre durchaus denkbar. Der Abdinghof in Paderborn aus dem Jahre 777 besteht als älteste Kirche Ostwestfalens noch heute.

Der Spenthof

(Span = Spannndienst = Evannfronen) = Fronhof oder Herrenhof, dürfte im Mittelpunkt der Siedlung gelegen haben. Da aber span auch mit Gespann oder umspannen überlegt wird, ist es nicht ausgeschlossen,

daß der Spenthof der Umpannhof, d. h. der Dorfkrug gewesen ist. Näheres ist nicht bekannt.

Einige Höfe jüngerer Datums sollen gleichfalls der Vergangenheit entrückt werden. Da ist zunächst der

Erterdeische Ritterhof

an der Ritterstraße. Nachdem Hermann von Erterde und Ilse von Senden sich im Jahre 1632 das schöne Haus am Hafemarkt erbauten (Haus Bads), wurde der Ritterhof von der Familie Anke gekauft und das Wohnhaus vermutlich neu errichtet. Seitdem heißt er der

Ankenhof.

Der bekannteste Vertreter dieser Familie war der fürstliche Rat Christian Anke, der jahrzehntelang (von 1799 bis 1844) Syndikus und wiederholt Bürgermeister von Salzuflen war. Das Innere des noch heute vorhandenen, durch einen geschmacklosen Anbau veränderten Wohnhauses ist fesselnwert mit seiner erhaltenen Treppe aus glanzvollen Tagen.

Daneben steht der alte

Gasthof bei Schröders Erben (Bonnermann), mit der Jahreszahl 1577, in dem alle wichtigeren Staatshandlungen stattfanden. War hier viel früher etwa der alte Spenthof?

Der Gelhof (Gehlen = gelben)

d. h. der gelbe Hof, stand bis noch nicht vor allzulanger Zeit zwischen Salze und unterer Mühlenstraße.

Auch außerhalb der Stadtmauer bzw. des Weichbildes hatte die Stadt nach und nach verschiedene Höfe erworben. Die Not der Einwohnerchaft nach dem 30-jährigen Kriege zwang jedoch dazu, diesen Grundbesitz größtenteils zu veräußern.

Der Brodhof

muß nördlich der Stadt gelegen haben, da verschiedene Rechte des Brodhofes in der Richtung der Voose und im Hollenlagen nachweisbar sind. Im Jahre 1513 wurde der Bürgermeister Gieseler (namens der Stadt Salzuflen) vom Edelherren Simon zur Lippe mit dem von Status von Wündhausen erworbenen Brodhofe vor der Stadt zu Erbmannslehen belehnt. Es sollte jedesmal der vorstehende Bürgermeister das Lehen wiederum empfangen. Neben dem regierenden Bürgermeister gab es bekanntlich einen zweiten Bürgermeister. Der Brodhof war somit die „Reisidenz“, die allerdings wohl nur selten benutzt wurde, zumal nicht im 30-jährigen Kriege, da die amtierenden Bürgermeister fast durchweg in eigenen Häusern in der Stadt wohnten. 1656 wurde der Brodhof an Herrn von Wrede auf Steinbeck verkauft.

Der Meierjohann'sche Hof in Hellerhausen

(nach dem Besitzer Meier Johann genannt) wurde 1660 an den Gräfl. Lipp. Vandalhofen Simon Moritz von Donop auf Wöbbel veräußert.

In den Heerfer Höfen,

das ist, wie schon erwähnt, die Bezeichnung vor dem südlichen Teil der alten Stadtmauer zwischen Oster-

straße und Salzpromenade. Die Höfe, wo später eine Mühle stand, gehörten zum Amt Heerfe bei Schötmar.

Innerhalb der einstigen Stadtmauer sind die folgenden Bezeichnungen wert, festgehalten zu werden.

Der Markt

östlich und südlich des Rathauses mit dem

Marktbrunnen (vor der Bäckerei Siefmann)

wird noch heute so bezeichnet. Er war der Schauplatz allen Geschehens. Der als Verkehrshindernis beseitigte Marktbrunnen, ein Schöpfbrunnen, ist noch jetzt im Stadtwappen verjüngt.

Auf dem Pohle

ist die Bezeichnung des Gebäudekomplexes zwischen Steege, Post und Lange Straße. Hier mußten die Häuser wegen des Triebandes auf Pfählen errichtet werden.

Der Wiefplatz,

vermutlich von vicus = Dorf (Dorfplatz), denn Salzuflen war vor der Stadtwerdung ein Weichbild = Wicbold. Heute heißt der Platz

der Salzhof.

Hinter der Wiefe

ist die Straße hinter dem Dorfplatz.

Der Hauptfoot

war die Bezeichnung für die alte Salzquelle daselbst unweit der Salze.

de fule Soot (der faule Brunnen),

eine schwefelhaltige Quelle, lag in der Nähe der Salzquelle.

Die Judentwele (heute Judengang)

führte früher vom Wiefplatz zu einer Pforte in der Stadtmauer in südlicher Richtung. Hier befand sich noch um 1800 herum die ursprüngliche Synagoge (Hinterhaus von Meierford).

Hinterm Bogen,

so heißt noch heute ein zur Anhöhe führender Gang hinter der kath. Schule. Hier floß einst die Salze unter einem Mauerbogen hindurch.

Der Hallenbrint,

das ist der Brink am Hellwege. Der Hellweg war die alte Heerstraße (1820 hauffenmäßig ausgebaut) von Hameln nach Herford-Bielefeld. Auf dem Hallenbrint stand schon 1410 eine Kapelle.

Von Hallenbrint bzw. Hellweg ist auch die Bezeichnung des Weges nördlich des Rathauses

hohle Straße

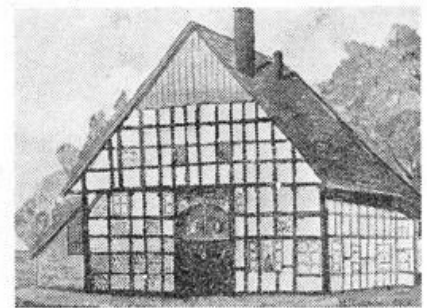
abzuleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hagendorf Krentrup/Von der steinzeitlichen Besiedlung bis zum Meierhof

Wenngleich der Meierhof zu Krentrup urkundlich erst i. J. 1385 erwähnt wird, so reicht seine Geschichte offenbar viel weiter zurück. So konnte bereits schon nachgewiesen werden, daß die gemachten Funde aus Feuerstein in Form zweier Beile (eins ist nur geschliffen, aber ohne Schäftungsloch, das andere geschliffen und durchbohrt, auf Wächters Vändereien!), dann die üblichen Schaber, Kraber, Kernsteine und einer vollneolithischen Pfeilspitze, auf eine Besiedelung in der jüngeren Steinzeit hinweisen. Schwer ist es nun, eine Überbrückung von der Steinzeit zum Meierhof zu finden. Vielleicht hilft uns eine alte Überlieferung, „eine Sage“, die urkundlich erwähnt wird (1385). Darin wird erzählt, daß der erste Besitzer des Meierhofes der „Fischermeister Widufins“ gewesen sei. Nun, wird man einwenden „Sagen sind Sagen!“ Und doch führen auch sie manchmal zum Ziel. Ich denke an die Sage von König Hinz, der in einem dreifachen Gegebenheiten des Meierhofes ein! Zwischen dem Meierhause und dem Leibzuchtgebäude liegt noch heute

Die Ausgrabung des Hügels durch Prof. Kieckebusch ergab die Bestätigung. In der Tat lag „König Hinz“ in einem dreifachen Sarge: Steinkammer, Tongefäß und in einer bronzernen Urne. — Geben wir auf Grund „unserer“ Sage einmal auf die geographischen Gegebenheiten des Meierhofes ein! Zwischen dem Meierhause und dem Leibzuchtgebäude liegt noch heute



Fachwerkbau an historischer Stelle

ein ausgedehnter Teich, in dessen Fluten sich die Fische tummeln. Früher waren hier urkundlich nachweisbar, vier solcher Fischteiche vorhanden. Drei sind im Laufe der Jahrhunderte von den Meiern wieder zugeschüttet worden.

Woher bekamen die Teiche das Frischwasser? Kein Bach ist vorhanden, aber Quellen aus dem Grunde des Teiches sorgen dafür. Bei genauerer Betrachtung des verbliebenen Teiches sieht man deutlich, daß durch reordnete Steinsetzungen großer Findlinge im Teich, hier eine besondere Einrichtung für den Fischfang vorhanden gewesen ist. Die Abflüsse der Teiche haben sich tief in den Boden eingegraben, ein Beweis für den Wasserreichtum in verflochtenen Jahrhunderten. Nähere Untersuchungen ergaben sodann, daß das Meierland das älteste Kulturland der Gegend ist und die beste Lage aufweist.

Im 16. Kapitel der „Germania“ des Tacitus lesen wir: „Sie (die Germanen) wohnen für sich und auseinanderliegend, wie eine Quelle, das Feld, ein Gehölz ihnen zugeht.“ Unter Zuhilfenahme der Ausführungen des Tacitus und anderer Überlegungen konnte ich 1926 das erste kerkurische Gehölz bei Derlinghausen freilegen. Ziehen wir zwischen beiden Geländen Vergleich, so finden wir, daß beide Ähnlichkeiten aufweisen, die zu denken geben. In Derlinghausen schützte nach Westen hin ein vorgelagerter Wald, in Krentrup ebenfalls; dem westlich des heutigen Meierhofes liegt die Roentstraße, die wohl auf eine Rodung hinweist. Zweitens ist in Derlinghausen nach der ehemaligen Straße zu, anschließend an den Wald, ein Wall mit dem davorliegenden tiefen Graben zu sehen, desgleichen in Krentrup. Dieser Wall und Graben endet am Teich, so daß ein gewisser Schutz nach dem alten Verbindungsweg Derlinghausen—Salzuflen gegeben war. Eine Grabung im Gelände würde die Gelegenheit aufstellen, doch ist sie weit schwieriger als in Derlinghausen, da wiederholt Bauten in Krentrup abgebrochen und auf einer anderen Stelle wieder aufgebaut wurden. Trotzdem glaube ich an eine germanische Besiedelung zu jener Zeit. Etwa im 4. Jahrhundert wird dann die kerkurische Bevölkerung von den Sachsen überföhrt. Ein sächsischer Edling wird dann, wenn es sich nicht nur um „eine Sage“ handelt, der „Fischermeister Widufins“ gewesen sein. Entzweiten stehen die Beweise dafür noch aus, nur eine Ausgrabung würde Klarheit schaffen. H. Dtm.

Das Gesicht/Lippische Kurzgeschichte von Hermann L. Schaefer

Swedenborg weist in seiner Korrespondenzlehre nach, daß Gott ohne den Satan nicht möglich ist und alles Gute in der Welt nur eine Korrespondenz — eine Kompensation — des Bösen sei. Wenn dem so ist, lehren Kierkegaard und auch Strindberg, muß eine Gesehmäßigkeit zwischen Gut und Böse bestehen, und wer um diese tiefgründigen Zusammenhänge weiß, kann Schicksale in ihrem Ursprung und ihrem Verlauf vorausehend erkennen.

An einem Frühlingstage des Jahres 1946, in jener so unruhigen Nachkriegszeit, wo auch in Lippe alles so ungewiß und auf ein völliges Nichts eingestellt war, zog eine ältere Witwe, nennen wir sie Frau Pohl, ihren mit einigen auf Bezugsscheine gekauften Wäsche-teilen beladenen Handwagen auf der Straße von Blotho nach E. Lange Jahre hindurch war Frau Pohl Hebamme gewesen. Vielen Menschen, von denen manche jetzt schon wieder unter dem kühlen Regen ruh-ten und gerade erst in dieser Zeit irgendwo in einem nutzlosen Kampfe umgekommen und namenlos ver-scharrt waren, vielen dieser Menschen war Frau Pohl beim Eintritt in die Welt behilflich gewesen. Mandes Schicksal hatte sich vor ihren Augen abgeollt.

„Manchmal kann man schon im voraus erkennen, wie so ein Leben verläuft“, sagte sie zu mir, als wir auf der Straße mit dem Handwagen dahinzogen. „Ob steht das Schicksal im Gesichte wie in einem Buche geschrieben, man muß Gesichter nur lesen können.“

In diesem Augenblick überholte uns in der großen Kurve bei der Kalldorfer Niedermühle ein englisches Personenauto und fuhr den Handwagen an, der umstürzte, ohne daß weiterer Schaden entstand.

„Ches, Ches!“ rief die Stimme eines englischen Soldaten. „Stop, stop!“ Ein hünenhafter Offizier

sprang mit elastischen Schritten aus dem Auto. Ein dunkler Spitzbart bedeckte sein Kinn. Im linken Ohr glänzte ein funkelnder Ohrring, wie ihn oft Matrosen und Hirten in südlichen Ländern tragen. Mit breitem Lächeln und strahlendem Gesicht, in dessen Mund eine Reihe weißer Zähne schimmerte, klopfte er Frau Pohl begütigend auf die Schulter: „O, o, mother... please“, stellte den umgekehrten Handwagen wieder auf seine Räder, warf einige Dosen Kaffee hinein, drückte ihr mehrere Tafeln Schokolade in die Hand. verber-te sich, stieg in den Wagen und brauste davon.

„Nun können Sie aber manches Täfelchen Kaffee trinken“, sagte ich zu Frau Pohl. „Dem scheint gut zu gehen.“

„Haben Sie sein Gesicht gesehen. Ich meine genau... und seine Hände“, fragte Frau Pohl. „Bei dem ist alles Gute nur Betäubung. Er hat als Satan begonnen, als Satan wird er enden.“

Mehrere Male sah ich später Mr. Chesney noch in den Dörfern des lippischen Nordens, die er, von Blotho kommend, wo er Verpflegungsoffizier der englischen Besatzung war, besuchte, um gegen Schokolade, Zigaretten und andere Artikel Fleischwaren, namentlich lippische Wurstwaren, einzutauschen. Immer erschien er mit lärmender und geräuschvoller Fröhlichkeit, immer noch bewarf er Kinder und vorübergehende Fußgänger von seinem Auto aus mit Äpfeln und Schokolade. Überall war er der Good old Ches. Dann war er plötzlich verschwunden.

Nach Zeitungsmeldungen hat Mr. Chesney nun im Stadtwald von Köln seinem verlorenen Leben in Betäubung, im Dunkeln und Geheimnis, selbst ein Ende gesetzt, nachdem die Interpol mehr als ein von ihm begangenes Verbrechen entdeckte; eine Erde, wie es Frau Pohl vorausah.

Alte Theologen wurden in Lemgo geehrt

Hermann Hamelmann und Moritz Piderit

(Schluß)

Er war ein bedeutender Geschichtsschreiber und Verfasser religiöser und politischer Streitschriften. Wir verdanken ihm Einblicke in die Vorgänge während der lemgoischen Reformation und Mitteilungen über zeitgenössische Personen der Stadt. In den Jahren 1555 bis 1568 war er Prediger an der Kirche St. Marien in Lemgo. Über seinen wechselvollen Lebensgang ist kurz folgendes zu sagen.

Im Jahre 1526 wurde er in Osnabrück als Sohn des Rotars Hamelmann geboren. Sein Vater, der an der Stiftskirche von St. Johann eine nicht unbedeutende Pfründe besaß, hatte bestimmt, daß der Sohn Rechtswissenschaft studieren sollte, damit ihm dereinst eine glänzende Laufbahn im Dienste der Stadt oder eines geistlichen oder weltlichen Fürsten offen stehe. Er schickte ihn daher auf die Universität Köln. Allein, wie einst der Reformator Dr. Martin Luther, verlor er das juristische Studium mit dem theologischen, das er dann in Mainz fortsetzte. Seine erste Anstellung erhielt er an St. Severinus in Münster. In Camen bekannte er sich 1553 offen zur evangelischen Lehre und wurde deshalb seines geistlichen Amtes für verlustig erklärt. Er ging nach Wittenberg, um sich an der dortigen Universität weiter zu unterrichten. Es gelang ihm, 1555 an der Neustädter Kirche in Bielefeld angestellt zu werden; weil er aber auch hier aus seinem lutherischen Glauben kein Hehl machte, wurde er wieder abgesetzt und dazu aus der Stadt verwiesen.

In Lemgo war inzwischen die Reformation der Kirche zum Abschluß gekommen. Wohl waren nach der gewaltsamen Einführung des Interims i. den Kirchen vielfach die schon abgetanen Gebräuche wieder aufgenommen, aber in diesen fünfziger Jahren hatten in allen drei Kirchen die lutherischen Geistlichen die evangelische Gottesdienstordnung wiederhergestellt. Hier fand nun der von Bielefeld vertriebene Hamelmann eine Zuflucht. An der Kirche St. Marien auf der Neustadt war der Pastor Christianus infolge Schlaganfalles an der Ausübung seines Amtes verhindert, und Hamelmann wurde sein Vertreter, später auch sein Nachfolger. Nicht nur als Kanzelredner, sondern auch vor allen Dingen durch seinen vorbildlichen Lebenswandel, seine Seelsorge in der Gemeinde, die er zudem furchtlos fortsetzte, als die Pest in der Stadt wütete und täglich Opfer forderte, darunter zwei Amtsbrüder Hamelmanns von der Kirche St. Johann, erwarb er sich eine unbegrenzte Verehrung in der ganzen Stadt.

Nachdem i. J. 1555 durch den Augsburger Religionsfrieden den Lutheranern volle Religionsfreiheit zugesichert worden war, wurde am 12. Mai 1556 auf einer großen Synode unter den Eichen bei Brake das Interim förmlich abgeschafft und die Kirchenordnung von 1538 wieder eingeführt. Hermann Hamelmann, Moritz Piderit von St. Nikolai in Lemgo, Gerhard Cotius in Horn und der Hofprediger Torrentinus in Detmold wurden nun beauftragt, im Lande Kirchenvisitationen abzuhalten, die Prediger zu prüfen und zu beaufsichtigen. Hamelmann war unstreitig der bedeutendste von ihnen. Die lippischen Grafen Bernhard VIII. und Simon VI. waren sogar geneigt, ihn zum Generalsuperintendenten der Grafschaft Lippe, Spiegelberg und Pyrmont zu ernennen. Daß dieser Plan nicht verwirklicht wurde, war in dem Widerstande seiner Gegner begründet. Schon 1557 wurde seine Tätigkeit in Lemgo wegen einer Streitschrift gegen die kaiserlichen Räte unterbrochen, denen er seine Amtsentsetzung in Bielefeld zum Vorwurfe machte. Besonders der Kanzler des Herzogs von Cleve, der sich von Hamelmann schwer beleidigt fühlte, ferner der Paderbornische Kanzler Heinrich von Cölln, der in Hamelmann einen höchstgefährlichen Gegner sah, und endlich der lippische Kanzler, Magister Jonas Tunte oder Tuntius, waren seine erbitterten Feinde. Tunte hatte in Rostock und Wittenberg studiert und war ein entschiedener Anhänger Melancthons geworden. Als er verfuhr, in Lippe eine neue Kirchenordnung nach seinen Anschauungen einzuführen, trat ihm Hamelmann entschieden entgegen und erreichte, daß die alte von 1538 — nur wenig ergänzt und verändert — in Kraft blieb. Das hat ihm Tuntius nie vergessen.

Verhängnisvoller für Hamelmann aber war, daß er nun auch den Landesherren ergörnte, indem er in einer historischen Schrift über das alte Westfalen eine kritische Bemerkung über den Erwerb der Grafschaft Sternberg machte. Graf Simon VI. sprach seine Absetzung aus, und Hamelmann hätte schon jetzt die Stadt verlassen müssen, wenn sich nicht mehrere Freunde für ihn beim Grafen verwandt hätten. Er durfte im Amte bleiben, mußte sich aber verpflichten, keine politischen Schriften mehr herauszugeben und sich überhaupt aller Streitereien zu enthalten.

Das war nun für Hamelmann eine unmögliche Zumutung. Er war ein strenger Lutheraner, dazu ein unbeirrbarer Glaubensstreiter, und wäre in seinem Gewissen nicht beruhigt gewesen, wenn er nicht immer wieder gegen „die Mißbräuche und unbiblischen Lehren der katholischen Kirche“, auch die „calvinistischen Irrlehrer“ aufgetreten und die „Schwiemelgeister der Wiedertäufer“, die ihre heimliche Buharbeit noch jetzt in Lemgo trieben, mit aller Kraft bekämpft hätte. Weil nun aber sein Landesherr ein ebenso entschiedener Anhänger der reformierten Lehre war, wie Hamelmann ein solcher für die lutherische, so mußte dieser Lemgo verlassen. Er fand eine neue Wirkungsstätte in Sandersheim, wohin ihn der Herzog von Braunschweig zum Generalsuperintendenten berief. Aber schon nach kurzer Zeit wurde ihm die fürstliche Gnade entzogen. Er verlor sein Amt und ging nach Essen, das er aber auch schon nach kurzer Zeit wieder verließ. Im Jahre 1573 wurde er Superintendent in Oldenburg und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode am 26. Juni 1595. Er hinterließ seine zweite Ehefrau, Klara, geb. Brött aus Lemgo und fand seine letzte Ruhestätte in der Lambertikirche in Oldenburg. Der Erfolg seiner Wirksamkeit in Lemgo zeigte sich darin, daß das Luthertum in der Stadt für Jahrhunderte herrschend blieb.

III. Moritz Piderit

Wer das Innere der Nikolaikirche in Lemgo eingehend besichtigt, dem fällt eine schlichte Grabsteinplatte

Auf dem Chor der Kirche beigelegt

Zu diesen gehörte auch der Pfarrer Moritz Piderit, der streng papistisch gesinnt war. Weil er sich der evangelischen Lehre heftig widersetzte, wurde ihm der Gottesdienst in St. Nikolai untersagt. Er zog nun mit seiner zusammengeschumpften Anhängerhaft in die Kirche St. Johann, und als man dort von ihm auch nichts mehr wissen wollte, verlegte er den römischen Gottesdienst nach Bieme in die dortige Filialkirche von St. Johann und schließlich nach Brake.

In Lemgo wurde ein Paderborner, ehemaliger Franziskanermonch, mit Namen Rudolphi, sein Nachfolger. Mit diesem ließ sich Piderit in eine Disputation vor verammelter Bürgerschaft aus dem Rathaus in Lemgo ein. Keiner konnte den andern überzeugen; aber in Piderits Seele mußte doch wohl ein Funke der Wahrheit gezündet haben; denn heimlich — wie einst Nikodemus in der Nacht zu Jesus kam — suchte er Dr. Dreger in Herford auf, der ihn dann völlig für den lutherischen Glauben gewann.

Rudolphi starb i. J. 1531, und nun wurde Piderit auf Empfehlung Dregers zu dessen Nachfolger im evangelischen Pfarramt eingeführt. Mit dem Ratsherrn Deiterdina reiste Piderit 1533 nach Braunschweig, um sich dort von der neuen Kirchengestaltung gründlich zu unterrichten. Der Rat von Braunschweig schenkte ihnen die Bogenhagenische Kirchenordnung von 1531, die sie mit nach Lemgo brachten. (Es ist nicht das Exemplar, das in der Gymnasialbibliothek aufbewahrt wird, wie Butterweck in seiner Geschichte der Lipp. Landeskirche meint; denn dieses stammt aus einer Auflage, die erst einige Jahre später gedruckt worden ist.)

Als der lippische Graf gezwungen wurde, das 1748 erlassene Interim in seinem Lande durchzuführen, kam auch ein katholischer Geistlicher wieder nach St. Nikolai, Dietrich von Collum. Dieser erregte durch Einführung der römischen Ceremonien und durch lutherischen Lebenswandel starken Unwillen in der Ge-

meinde. Piderit hatte 1748 sein Amt niedergelegt, da er „lieber Hab und Gut verlieren wollte, als die evangelische Wahrheit verleugnen“. Jetzt aber haben, so berichtet der Magistrat, die Prediger Piderit und Wegenhorst „auf Begehren der meisten Glieder des Rats und der Gemeinde, wiewohl ohne Genuß ihrer ordentlichen Besoldung, ein ganzes Jahr wieder gepredigt und sich dabei so wohl verhalten, daß endlich der interimistische Prediger von Collum im Jahre 1550 von Lemgo weggegeben mußten“. Piderit wurde regelrecht wieder in sein Amt eingeführt.

„ANNO 1576, 10. MAII PLACIDE OBDORMIVIT IN DOMINO VENERABILIS D. MAURITIUS PIDERIT HUIUS ECCLESIAE FIDELIS PASTOR SUAE AETATIS 79 PASTORATUS 49“.

Die Inschrift besagt, daß der ehrwürdige Herr Moritz Piderit, dieser Kirche treuer Pastor, am 10. Mai des Jahres 1576 im Herrn sanft entschlafen sei im Alter von 79 Jahren und im 49. Jahre seines Pastorats. Die untere Hälfte der großen Sandsteinplatte zeigt das Wappen des Verstorbenen.

Moritz Piderit wurde 1497 in Lemgo als Sohn des Bürgers Hermann Piderit und seiner Gemahlin Genja, geb. Kultrave, geboren. In den Jahren 1516 und 1517 hielt er sich in Köln zum Studium der Theologie auf und kam als Baccalaureus in seine Vaterstadt zurück, wo er an der Kirche St. Nikolai auf der Altstadt Geistlicher wurde. Etwa um dieselbe Zeit fand auch in Lemgo die Reformation Eingang, wo sich besonders der Konrektor Revelin Möllenbeck von der Lateinschule bemühte, die Gedanken und Schriften Luthers in der Stadt bekanntzumachen. Sonntags wanderten die Lemgoer in Scharen nach Herford, um dort die Predigt des Evangeliums zu hören, wo u. a. der Augustiner Mönch und Doktor der Gottesgelehrtheit Johann Dreger öffentlich für Luthers Lehre eintrat. 1527 schon organisierten sich die Evangelischen in der Stadt, allerdings unter viel Anfeindung durch die Anhänger der alten Kirche.

Über Piderits Berufung in die Kommission zur Visitation der Kirchen im Lande neben Hamelmann, Cotius und Torrentinus haben wir schon bei der Lebensbeschreibung von Hermann Hamelmann berichtet, nachzutragen bleibt nur noch, daß diese vier Männer auch in den Jahren 1559 und 1564 im Auftrage Simons VI. Verbesserungen an der Kirchenordnung von 1538 vorgenommen haben.

Moritz Piderit starb, wie gesagt, am 10. Mai 1576; er wurde auf dem Chor der Kirche beigelegt. Er ist der Begründer der bekannten lippischen Familie Piderit. Sein Sohn und ein Enkel waren Pfarrer in Blomberg, ein Urenkel Konrektor in Detmold und dann Pastor in verschiedenen lippischen Gemeinden. In Blomberg hält der „Pideritplatz“ das Gedächtnis der für diese Stadt bedeutungsvollen Familie wach. In Detmold haben sich drei Mitglieder der Familie einen Namen gemacht: Der Regierungsrat Piderit entwarf die neue Städteordnung von 1843, der Hofrat Dr. Carl Piderit legte 1849 den Grund zum Landkrankenhaus und gehörte neben dem Gymnasiallehrer Carl Beerth zu den Gründern des Naturwissenschaftlichen Vereins, dessen erster Vorsitzender er auch wurde (1835), und endlich Theodor Piderit, der seit 1875 Werte über Mimik und Physiognomik herausgab und sich dadurch in der Gelehrtenwelt hervor tat. Fr. S.

Graf Simon VI. zur Lippe / Zum 400jährigen Gedächtnis

Das Jahr 1954 bringt den 400. Geburtstag eines der größten Herrscher im kleinen Lipperland: 1554 wurde der lippische Graf Simon VI. geboren, am 15. April. Fünfzig Jahre lang währte seine Regierung (zuerst unter Vormundschaft, seiner Jugend wegen) von 1563 bis 1613; in diesem Jahre starb er im Schloß Brake, erst 59jährig, zu Blomberg wurde er beigelegt.

Sein Biograph, Archivar A. Falkmann, bezeichnet den Grafen als „einen der bedeutendsten lippischen Regenten, dessen geistige Dimensionen sein kleines Land weit überragten und seinen Namen im ganzen deutschen Reich bekannt machten. Hochbegabt, sorgsam erzogen und ausgebildet, gelehrte, folgte er allen geistigen Strömungen seiner Zeit, politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, und wußte das Beste aus ihnen für sein Land nutzbar zu machen.“

Der westfälische Geschichtsschreiber H. Rothert sagt von dem Grafen: „Simon VI. war ein besonnener und gelehrter Herr, aber (in bezug auf seinen Mißerfolg als westfälischer Kreisobritt) kein Soldat und erst recht kein Feldherr. Baulust, kostspielige Versuche auf allen möglichen Gebieten führten den vielgeschäftigten Grafen tief in Schulden. Das Land mußte für diese Schulden nach seinem Tode nicht weniger als 42000 Taler Jahreszinsen zahlen.“

In der Tat, Simon VI. war ein außergewöhnlicher und, wie Rothert richtig sagt, vielgeschäftigter Regent und von umfassender Bildung. Zusammen mit dem Wittenberger Magister Theodorus besuchte er die hohe Schule zu Straßburg und stand im rechten Verkehr mit den hervorragenden Männern seiner Zeit. Eine besondere Vertrauensstellung genoss er bei dem Kaiser Rudolf II., der in Prag residierte, wohin der

Graf als kaiserlicher Rat im Geheimen Rat des Kaisers oft zu diplomatischen Verhandlungen berufen und mit den wichtigsten Aufträgen betraut wurde. Er wurde so des Kaisers Freund und Vertrauensmann, hatte auch ein eigenes Haus in Prag. Jahrzehntlang war Simon auch kaiserlicher Generaladministrator und Generalobrist des westfälisch-niederländischen Kreises. Vom Kaiser erhielt der Graf 1593 das Privileg, ein eigenes Hofgericht zu halten; der erste Hofrichter war Christoph von Donop. Die hohen Reichsämter nahmen Simons Zeit und Arbeitskraft zwar sehr in Anspruch, doch litt darunter seine Regierungstätigkeit in seinem Lande durchaus nicht. Er griff hier auf allen Gebieten des Staatswesens ein, und ordnete an, auch auf dem kirchlichen Gebiete. Er ließ das Schloß zu Brake erbauen, im Renaissancestil, mit reichem Schmuck an Säulen und Skulpturen, ferner das stattliche Schloß Varenholz, ebenfalls im Renaissancestil, eines der schönsten Schlösser an der Weser, und das Jagdschloß Deisterholz, ehemals ein stolzer Bau mit vier Türmen. Das Detmolder Gymnasium gründete er 1602 als lateinische Provinzialschule in der ehemaligen Augustinerklosterkirche. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß er am 16. Juli 1600 das erste große Freischießen veranstaltete, das erste Detmolder Schützenfest, dem er und als sein Gast der Kurfürst von Köln beizuwohnten.

Simon VI. ist auch der Stammvater der vier Linien des lippschen Gesamthauses. Zweimal war er verheiratet, zuerst mit einer Gräfin Rittberg, dann mit der Gräfin Elisabeth von Schaumburg. Sein ältester Sohn (aus zweiter Ehe), Simon VII., führte die Hauptlinie Detmold weiter; der zweite, Otto, begründete die 1709 ausgestorbene Linie Brake; ihr Besitz wurde nach langen Erbstreitigkeiten zwischen den Linien Detmold und Bückeburg geteilt. Der dritte Sohn, Philipp, gründete die Linie Moerdissen, die durch Heirat und Erbgang die Grafschaft Schaumburg erhielt und seitdem sich Schaumburg-Lippe nannte. Von Simon VII. Sohn Jobst Hermann stammen die Linien Lippe-Biesterfeld und Lippe-Weisenfeld ab.

Aus dem eigenen Leben des Grafen Simon, d. h. aus seinem Hof- und Familienleben, ist, so hebt Falkmann hervor, wenig zu berichten, um so mehr von seinem großen auswärtigen Verkehr. Das Facit ist, nach Falkmann, daß wir einen Mann vor uns haben von einer reichen Begabung, aber von stärkerem Willen als Können, in seinem Streben gehemmt von unerhörten schwierigen Situationen.

Aus seinem reichbewegten Leben sind zwei Begebenheiten besonders hervorzuheben; zunächst der Feldzug am Niederrhein und in den Niederlanden. Im Jahre 1599 waren die Spanier auf dem Rückzug aus den Niederlanden, sie suchten sich am Niederrhein festzusetzen und es galt, sie aus dem Reichsgebiet zu vertreiben. Niedersächsischen, hessischen, fränkischen und westfälischen Reichstruppen wurden eingelegt. Der Kaiser bestimmte den Grafen Simon zum Oberbefehlshaber, sehr gegen den Willen des Grafen. Viele Schrecken brachten ihm schon die ersten Wochen. Die Soldner kosteten Geld, und Geld war rar. Die Zustände im Heere waren trostlos, es kam zu offenen Meutereien, weil nicht genügend Geld und Lebensmittel aufzutreiben waren. Westfälische Truppen besetzten Emmerich, doch die Kämpfe zogen sich hin; schließlich erschien eine spanische Gesandtschaft, die Friedensverhandlungen vorschlug, aber erst 1607 konnte ein Friedenskongreß in Haag eröffnet werden, zeitweilig abgebrochen, wurde er in Antwerpen fortgesetzt. Englische, französische, dänische, niederländische und spanische Vertreter hatten sich eingefunden. Der Kaiser war nicht vertreten, auch Graf Simon war nicht zugegen. 1609 kam es endlich zum Frieden. Dem Grafen wurde das Zeugnis ausgestellt, daß „er das Seinige alleszeit getan, wie ihm dessen alle christlichen Leute Zeugnis geben müssen“. Der Graf selbst schrieb in seinen Betrachtungen über den Feldzug: „Ich habe dies Werk treulich und gut gemeint, und was ich dabei gelitten, kennt nur Gott allein.“

Um diese Zeit setzte der Kirchenstreit mit Lemgo ein. Der Graf war von der lutherischen Lehre zur reformierten übergetreten und wollte nun im ganzen Lande die reformierte Lehre einführen, oder Union zwischen den Lutheranern und Reformierten herstellen. 36 Kirchengemeinden wurden reformiert, wenn auch 3. T. widerstrebend, wie z. B. Detmold, Horn, Blomberg, Salzhausen. Die Stadt Lemgo aber blieb beim Luthertum, trotz gewaltiger Gegenanstrengungen des Grafen. Der Streit mit Lemgo dauerte zehn Jahre, von 1607 bis 1617, und Simon erlebte das Ende nicht, denn er starb 1613. Der angefehene der Lemgoer Geistlichen, Hildebrand Grathus, war auf besondere Empfehlung Melancthons an die Nikolaikirche berufen worden (schon 1560); als Rektor der Lateinschule wirkte Magister Thodenus aus Wittenberg, beide entschiedene Lutheraner. Von Anfang an hatten sich auch politische Motive eingemischt: Die Stadt lehnte die Gefährdung städtischer Rechte durch den Grafen, der u. a. die Befestigung der Pfarrstellen an den beiden lutherischen Kirchen St. Nikolai und St. Marien für sich forderte, was aber der Rat der Stadt als sein

Recht betrachtete. Simon berief einen Landtag nach Cappel. Die Lemgoer Abgeordneten brachten eine scharfe Streitschrift mit. Der Graf, der meinte, er habe die Stadt seit 28 Jahren nicht wie eine Obrigkeit, sondern wie ein Vater behandelt, war durch das Auftreten der Lemgoer sehr überrascht. Eine vom Rat der Stadt berufene Bürgerversammlung verschwor sich, Religion und Stadtrecht mit Wehr und Waffen zu verteidigen. Die Wälle und Tore wurden verstärkt, Musketen bestellt und die Schützen neu organisiert.

Viele Fürsten versuchten zwischen dem Grafen und der Stadt Lemgo zu vermitteln, so der Landgraf von Hessen, der Herzog von Völsburg, der Kurfürst von Köln, der Graf von Schaumburg. Es kam auch zu einem Vergleich, der aber nicht eingehalten wurde. Kaiser, Reichshofrat und Reichskammergericht wurden angerufen. Der Graf starb darüber hin. Im Mai 1613 war Simon, kränkelnd und trotz Abrensens der Ärzte, zum Reichstag nach Regensburg gereist, um den neu gewählten Kaiser Matthi zu begrüßen und eine gün-

stige Erledigung des Lemgoer Streites herbeizuführen. Im August kehrte er nach Brake zurück, schwach, krank und fast blind.

Sein Sohn und Nachfolger, Simon VII., rüstete gegen Lemgo, die Stadt wurde wiederholt beschossen. Da erklärten sich die Städte Herford und Minden und der Bischof von Baderborn zur Vermittlung bereit. Die Abgesandten verhandelten im Rathaus zu Lemgo und mit dem Grafen auf dem Meierhofe zu Körntrup bei Detmold. Der Stadt Lemgo wurde die freie Religionsausübung nach Luthers Lehre (Augsburgische Konfession) und die freie Wahl der Geistlichen an der Nikolai- und Marienkirche zugestanden, letztere sollen vom Landesherrn bestätigt werden.

Damit war der zehnjährige Kampf beendet, der die letzten Lebensjahre des Grafen Simon VI. sehr verbittert hatten. In der Gruft der Klosterkirche zu Blomberg (der jetzigen reformierten Kirche) ruht Simon VI., inmitten zahlreicher Anverwandten seines alten Geschlechtes. — m. b. —

Die Bedeutung der „Burgen“ in Detmold

Das Wort „Burg“ läßt sich auf „Berg“ und „bergen“ im Sinne von „sichern“, „sicher sein“ zurückführen. So ist man auf einem Berge oder einer Burg gegen Angriffe gesichert. Im Sprachgebrauch der älteren lippschen Bevölkerung nannte man aber auch besonders weiträumig angelegte Baulichkeiten, die durch ihre Massigkeit ins Auge fielen oder ganz vereinzelt im freien Felde lagen, „Burg“. So wird ein zwischen Cappel und Großenmarpe im freien Felde liegendes Haus „Dreuesburg“ genannt. Ähnlich verhält es sich mit der „Parkburg“ zwischen Billingshausen und Hiddentrup und der „Troßenburg“ in der Nähe der Gastwirtschaft „Junghärtchen“ bei Lage. In Bega führte ein umfangreicher Gebäudekomplex den Namen „Reuterburg“.

In Detmold gab es, wie wir unseren Lesern schon berichtet, eine „Reesenburg“. Das Palais, das in den Jahren 1708 bis 1717 vom Grafen Friedrich Adolf und seiner Gemahlin Almalie errichtet wurde und damals noch nicht von anderen Gebäuden umgeben war, nannte man durch Zusammenziehung der beiderseitigen Vornamen „Friedamadolfsburg“. Als die Gräfin im Jahre 1746 starb und ihr Schwiegersohn Alexander zur Lippe das Gebäude bezog, gab man ihm den Namen „Alexanderburg“. Auch auf der mittleren Langen Straße gab es eine Burg, die „Wagenburg“. Diesen Namen trug das Haus Nr. 31, in dem sich heute das Strumpfhaus Bornemann befindet. Ursprünglich war in dem Gebäude die

preussische Posthalterei unter Wichmann und seinem Nachfolger, Amisrat Gellhaus, untergebracht. Gellhaus unterhielt neben der Bestellung der Pferde für die Post noch eine umfangreiche Hauberei. Zeitweise waren in dem geräumigen Hinterhause 20 bis 30 Pferde untergebracht, die in der Hauptsache zur Beförderung von Waren reisenden Kaufleute zu Messen und Jahrmärkten benutzt wurden. Später ging das Unternehmen an den Kaufmann Erdismeyer über. Dieser verkaufte den ganzen Gebäudekomplex an die Wagenbauer Meyer und Brand, die hier eine größere Wagenfabrik, vornehmlich zur Herstellung von Brecks, einrichteten und nur Arbeitskräfte einstellten, die in den berühmten Wagenbauwerkstätten der schlesischen Stadt Jauer ausgebildet waren.

Von diesem Zeitpunkt an nannte man das Haus „Wagenburg“. Nach einigen Jahrzehnten kam aber die Firma Meyer und Brand gegenüber der starken Konkurrenz der Lemgoer Wagenbauer ins Hintertreffen. Im Hinterhause der „Wagenburg“ errichtete man nun eine Tischlerei, im Vorderhause entstand die Korsettfabrik Albert Heenen und das erste größere Detmolder Schuhwarenlager, das dem Schuhmachermeister Hermann Weining gehörte. Später ging das Haus in den Besitz des Kaufmanns Ohle über, der beabsichtigte, in dem Hinterhause ein modernes Kino einzurichten. Als sich die Pläne zerlegten, ließ er den größten Teil der Gebäude abbrechen und die alte Bezeichnung „Wagenburg“ geriet allmählich in Vergessenheit. — h. l. s. —

Die alten Flurnamen von Krentrup

Wie manche alten Sitten und Gebräuche unserer engen und weiteren Heimat im Laufe der Jahrhunderte leider der Vergessenheit anheimfallen, so laufen auch unsere schönen Flurnamen Gefahr, mit ihnen das selbe Los zu teilen, wenn nicht versucht wird, sie in letzter Stunde zu retten bzw. auf ihre Bedeutung erneut hinzuweisen. Sie sind für die Erforschung der Heimat manchmal von bedeutendem Wert. — Wenden wir uns heute einmal den alten Flurnamen vom Hagendorf Krentrup zu!

Im Volksmunde heißt eine Fläche Ackerland inmitten des Dorfes, rechts vom Gelsbade „Kodenhowe“, ein seltsamer Name! „Howe“ ist ein bestimmtes Flächenmaß, eine Hufe Land, die in diesem Falle dem „Kötter“ Hameiers (des Hagemeiers) gehörte. — „Bröter-Feld“. Bröter oder Breuter hängt mit „Bruch“, einem feuchten Gelände zusammen. — „Wedderwillen“ (zu Pottenhausen). Der Name kommt von „wede“ = Wald her, engl. wood. — Interessant ist der Name einer Flur, die politisch zu Leopoldshöhe gehört, nämlich „Achtamp“. Dieser Name deutet auf die ehemalige verschwendische Waldwirtschaft hin. Das Gewerbe der Achenbrenner bestand darin, ganze Waldstrecken niederzubrennen, bloß um Asche zu gewinnen, teils für die Glashütten (Glashütte bei Schieder), teils für die Seifensiederei. — „Reker- oder Räterbrint“, wohl von „rede“ = Reide, länglicher Waldstreifen. Achenbrod gehört zu Reifeimer, einem im Brude liegenden Gehöft, der Wald ist in der Tat von Eulen bewohnt. — „In den Ellern“. Eller ist der niederdeutsche Name für Erle. Hier wachsen Erlen. — „Reddelbroet“ = Nesseltrug, von Nessel. — „Hafenheide“, ursprünglich „Hagenheide“, durch Dornbusch umhagtes Bldand. — „Rosenhagen“, heute bewohnt, früher ein von Rosenheden umhagtes Gebiet. — „Auf dem Kerthofe“. Dieser Name hat mit einem Kirchhofe nichts zu tun. Er gibt uns nur den Namen des früheren Besitzers „Kerthof“ an. Der heutige Besitzer ist

Pott. — „Auf der langen Brede“. „Brede“ ist eine breite Flur. — Eine alte Flurbezeichnung zwischen Schule und der Hauptstraße Leopoldshöhe — Schötkar heißt „Up der Reoen“. Offenbar hängt dieser Name mit „roden“ oder „reuten“ zusammen. Ortsnamen mit „roden“ lassen sich bis 8. Jahrhundert an mehreren hundert Orten nachweisen. In einer Urkunde aus dem Jahre 1596 heißt es beispielsweise, daß die Eltern des Meiers zu Wenkhausen an Leibzuchtlanderei u. a. das „Rott“ erhalten. Das ist jene Fläche, die durch Rodung zu Ackerland gemacht worden war. Ferner gibt es östlich von Derlinghausen, den sogenannten Roden, also durch Rodung entstandenes Ackerland. (Die Familiennamen Rüter, Reuter, Rott usw. erinnern an die ehemalige Beschäftigung dieser Leute!) Die heutige Roenstraße neben der Schule dürfte somit der Rodeweg sein. — Der „Lehmbrint“ ist, wie schon der Name besagt, ein lehmiger Hügel. — Bei dem Hofe Höner gibt es einen Sandkamp. Kamp, vom lat. „campus“, bedeutet das Feld, also ein sandiges Feld. — Dann haben wir in Krentrup noch „die lange Wand“, „die mittlere Wand“ und „die untere Wand“. In Rämershausen heißt eine sehr steile Straße „an der Wand“. Wand bedeutet aber auch „winden“, „sich wenden“. Wir denken dabei an das Flechtwerk unserer alten Fachwerkbauten. Die einzelnen Fächer dieser Häuser erhielten je drei bis vier senkrecht stehende stärkere Stützen, durch die dann die Weiden- oder Buchenruten gewunden wurden. Erst später wurden die Fächer mit Steinen ausgefüllt. — In der Mitte des Bauern Wächter vom 21. März 1783 werden seine Ländereien, wie folgt, angegeben: „Die oberste Wand, 13 Stüd 9 1/2 Sch. 27 M. die mittlere Wand, 9 Stüd 9 1/2 Sch. 27 M. die unterste Wand vorm Hofe 10 1/2 Sch. 21 M. liegt zusammen nordwärts vom Hofe.“ Das Gelände ist nur wenig ansteigend, doch ist eine Beackerung nur durch häufiges Wenden und Winden des Pfluges möglich. — Dieser kleine Beitrag zeigt uns, daß die sonst wenig beachteten alten Flurnamen wichtige Fingerzeige für die Erforschung der Heimat geben können. Dfm.



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 4

Herausgegeben von der „Lippischen Landes-Zeitung“

1954

Alte Bezeichnungen in Bad Salzuflen

In mühevoller Kleinarbeit ermittelt von W. Händel

(Fortsetzung)

Hinter der Mauer

war die Bezeichnung eines Weges unmittelbar hinter der Mauer rund um die Stadt herum. Ein Teil davon heißt heute noch

Mauerstraße.

Der

Weg nach der Kirche

ist heute Schülertstraße.

Der Kirchhof

an der reformierten Kirche auf dem Hallenbrink wurde als Friedhof bis zum Jahre 1845 benutzt. In diesem Jahre wurde der neue Friedhof am Wege nach Schömar angelegt. Dorthin wurde der einige Jahre vorher verstorbene Dr. Rudolph Brandes umgebettet, und als einer der ersten der Fürstl. Rat Christian Anke daselbst beigesetzt.

Das Armenhaus,

gestiftet 1530 als „ewige Herberge“ und „für unsern Kirchhof belegen“ bzw. „gegen den Diebsturm“ (Rageturm), stand später auf dem Kirchhofe, etwa da, wo heute das reformierte Gemeindehaus steht.

Der Schennershagen,

früher möglicherweise Schindershagen, denn schon im 16. Jahrhundert bestand hier eine Brafenmeisterei (Abdeckerei). Allerdings befand sich die Brafenmeisterei 200 Jahre lang „auf dem Damme“ (heut Dammsstraße 25, Döringches Haus).

Die Steege (= schmale Brücke)

war früher ein schmaler Steeg neben der Salze her, bis die Salze daselbst in voller Breite überbrückt wurde.

Weg hinterm Graben (Grabenstraße)

war der Weg am ehemaligen Wassergraben an der Stadtmauer im Süden der Stadt.

Die Mühlenstraße (untere und obere)

führt zur früheren städtischen Mühle auf dem Damme.

Der Gemeinderat kaufte die Mühle

Uppe den Wenden

im Jahre 1464/65 von dem Knappen v. Busche und dem Bielefelder Bürgermeister v. Grefte. Sie war bis zum Jahre 1925 in Betrieb. Die ursprüngliche Mühle stand weiter draußen an der Salze, unweit des Thiermaßprudels in der

Wendenwiefe

oder Wendenwiefe, wofolbst man 1823 die Grundmauern auffand. Sie gehörte vermutlich zum Dorfe Geftringen.

Daran erinnert auch noch die

Wentgenstraße (heute Wenkenstraße).

Auch sie ist benannt nach der Familie Wendt. Die von Wendt hatten das Amt Heerse, eines der vier am Wigbold Uflen beteiligten Ämter Seringwurthen, Heerse, Binnen und Altenherorde als Paderbornisches Lehen inne. Die Wentgenstraße führte zu der alten Mühle „Uppe den Wenden“.

Der Mühlenleich

befand sich vor der späteren Mühle auf dem Damme (heut Weiche).

Die Turmstraße

führt am Rahenturm vorbei, dem einzigen noch vorhandenen Turm der Stadtmauer im Norden der Stadt.

Der Hasermarkt,

vermutlich wo der für die Pferdehaltung wie überhaupt für die Viehzucht so wichtige Haser zum Verkauf kam oder gelagert wurde, ist in der Straßenkreuzung Ritter-, obere Mühlenstraße, Wenkenstraße.

Achtern Driffindken

nannte man eine kurze Gasse hinter den Häusern der Wenkenstraße am Hasermarkt, parallel zur Schennershagenstraße. Die Bedeutung ist nicht bekannt.

Die Sugenstraße (= Saustraße)

ist die heutige Salziederstraße, hat aber mit den früheren Salziedern nichts zu tun.

Das Osterlor (an der Osterstraße)

war das östliche der vier Stadttore der Stadtmauer an der

Osterstraße (= Oststraße).

Die Ortsbezeichnung an der Beke (an dem Bache)

hieß die Lange Straße vom Schliepsteiner Tor bis zur Herforder Straße. Sie führte an einem schmalen Bach entlang, der in diesem Strahlenzug lag und die jetzige Steege entlang schließlich in die Salze floß.

Eine kurze, zur Salze abbiegende Straße daselbst heißt

am Ort

Diese Bezeichnung ist insofern von Interesse, als sie regelmäßig dort zu finden ist, wo sich ein Mittelpunkt befand. Es darf darnach angenommen werden, daß hier „am Ort“ der Quartiermeister eines der vier Ufler Quartiere wohnte. Auch hinter der Maschischen Buchhandlung an der Osterstraße befindet sich die Bezeichnung „Ort“.

Nicht minder interessant sind auch die zahlreichen alten Flurbezeichnungen außerhalb der ehemaligen Stadtmauer.

Beginnen wir unsere Wanderung zunächst im Süden der Stadtmauer, dort, wo die Werre seit jeher die Stadtgrenze bildete, um sie über die weit wichtigere Ost- und Nordseite hinweg an der Westseite der Stadt zu beenden.

Hinter dem Schieffhofe (= Scheithof, Schieffhof)

heißt das heutige Wohngebiet um die Begaststraße herum. An den Scheithof erinnert auch noch die Schieffhofstraße.

Die Neustadt

mit dem

Neumarkt

ist das heute bereits als älterer Stadtteil erscheinende Gebiet mit den fast nur kleineren Häusern zwischen Hermannstraße und kath. Pfarre.

Der Radbrink (Radbrink)

war an der jetzigen Haselstraße hinter dem Jungengymnasium. Der Name deutet auf eine Raststätte mit dem „Rad“ hin.

An der Bahnhofstraße war der

Achthauskamp

(uchte = gegen Morgen liegender Ort, etwa Nachtweide)

Die Lanvern oder Lambern (Die Landwehr)

ein mächtig hoher Erdwall, bildeten die Grenze zwischen Salzuflen und Schömar. Sie liefen an der jetzigen Walballastraße herunter und sind weiter oben teilweise noch erhalten.

Das Siechenhaus (Selenhaus)

lag in dem Winkel zwischen der Landwehr und der Chaussee. Hier wurden die Erkrankten an Pocken, Pest, Auszug usw. von Uflen und Schömar untergebracht.

Auch eine größere Anzahl alter Flurbezeichnungen in der Feldmark nach dem Bierenberg zu hat sich bis heute erhalten.

Das Herforder Tor

befand sich an der Herforder Straße.

Das Heftamper Tor (auch Wüstener Tor)

war das nördliche Stadttor (Hes = Heße = Busch oder Gestrüpp-Wald).

Das Schliepsteiner Tor

stand am Wege zur Schleifmühle. Der Name muß erst später entstanden sein, da vermutlich erst im Jahre 1684 eine Schleifmühle eingerichtet wurde. Es ist bekannt, daß die Stadt im Jahre 1681 eine Lohmühle anlegte, damit die Schuster der Stadt Kosten und Zeit ersparen konnten und das Laue nicht mehr in Herford einkaufen brauchten; desgleichen eine Bodmühle zum Bocken und Weichtampfen des rohen Flachses. Drei Jahre später wurde diese durch das Anlegen einer Schleifmühle zum Schärfen der Äste und Barten erweitert. Sie waren der Mahlmühle (auf dem Damme) angeschlossen. 1756 wurde die Boh- und Schleifmühle nach dem Schliepenteiche beim jetzigen Forsthaus verlegt und um 1836 von der Stadt schließlich verkauft.

Am städtischen Schwimmbad

am Begastkamp

liegt der Sienkamp

(von siken = sicken, durchsicken, durchrinnen).

Der alte Welskamp

hieß der heutige große Spiel- und Liegeplatz am Schwimmbad gegenüber dem Werler Feld.

Die Bög

bezeichnet das heutige städt. Gelände westwärts des Schwimmbades im Werre-Bega-Bogen. Wien oder Wien dürfte mit Wind oder Weide, bög mit Bogen zusammenhängen. Desgleichen dürfte

Schühenbögen

nichts anderes als Schühenbogen heißen im Begabogen, dort, wo auf der

Wisch

der Schühenkönig ausgeschossen wurde. Wisch kommt von twisten = streiten. Die Wisch ist, oder besser, war ein Streitplatz zwischen Uflen und Schömar.

Stiftlich davon, im südlichen Begabogen vor der Wisch ist

das Schild (von schalp = Schilf).

Die Chaussee

die Allee

hieß die heutige Rudolph-Brandes-Allee in Richtung Schömar. An der rechten Seite zwischen dem Friedhof daselbst und der Wisch ist

auf der Kuhlage

(kule = Grube, Schlucht, lage = Lauge, also Laugengrube).

An der Wisch ist auch

der Galgenbrink,

eine alte Ufler Raststätte aus dem Mittelalter mit „Galgen und Rad“, die einst zu den bekannten Galgenreit zwischen Salzuflen und Schömar führte.

Kuhstraße

gab es an mehreren Stellen. So hießen die jetzige Waldstraße, die Paulinenstraße und die Wolfhausenstraße. Sie erinnern an das alte Ackerstädtchen und an die Wege zu den Kuhweiden am Bieren- und am Obernberg.

Die Wege in den Feldmarken nannte man fast durchweg Feldweg. So finden wir einen

Feldweg hinter dem Kirchhofe,

an der jetzigen Emilien-, von Stauffenberg- und Luitensstraße. Der

Feldweg hinter der Linde,
d. h. hinter der großen Kirchlinde auf dem Hallenbrink, also etwa von der Luisenstraße bis zur

Ähornstraße,
von Ähorn, womit man früher oft Holunder meinte. Die große und die kleine Kieste (von Ruch oder Binse) find an der jehigen Kiestelstraße.

Auf der langen Tede
(vermutlich von tede = Reihenfolge, Ordnung) ist zwischen der Ähornstraße und dem

Stadtpark,
einer Forstparzelle vor dem Äsenberge. Heute ist der Stadtpark, der eigentlich nie so recht ein „Park“ gewesen ist, fast restlos abgeholzt. Lediglich die

Birkenallee
ist dafelbst noch vorhanden.

Das Sietholz
(= lid, die Leite = Berglehne, Bergabhang) ist der östliche Teil des Kurparks. Auch die Bezeichnung des

Feldweg im unteren Sieth
ist davon abzuleiten. Der

Feldweg auf dem Rüdenkampe
war an der Stauteichstraße. In der Nähe war auch der Feldweg unter der Lehmkuhle.

Das gestrige Pfuhl
ist an der Talstraße (siehe Gesträngen!), auch

Streitenpfuhl
genannt. Dies erinnert an Grenzstreitigkeiten, möglicherweise zwischen Äfen und Gesträngen.

Die frühere Bierstraße (heute Beetstraße)

ist ein Beispiel dafür, wie eigenartig manchmal Flur- oder Wegebezeichnungen zustandekommen. Sie ist ein Teil des früheren Kirchen- oder Leichenweges für die Bewohner der westlichen Wüste, die bis 1625 ihre Toten auf der sog. „Wüstener Ecke“ des Schötmarschen Kirchhofes beisetzen mußten. Unterwegs, und gerade auf diesem Teil des Weges, angelehnt der läutenden Kirchenglocken Schötmars, wurde für die Verstorbenen gebetet. Diesen Begeteil nannte man Beetstraße, plattdeutsch Bee- oder Bieftrot. Hieraus ist schließlich durch Bedeutungsverdunkelung und Umdeutung Bierstraße entstanden, was mit Bier absolut nichts zu tun hat.

Die alte Blothoer Straße,
eine alte Heerstraße zur Weser am stumpfen Turm vorbei, war später der alte Postweg nach Blotho.

Der Markwald
(= Wald der Markgenossenschaft, später gemeiner Wald, der allen gehörte) am Äfen- und Bierenberge, ohne den damals eine Ackerstadt nicht existieren konnte, erstreckte sich von der

Wüste (heutiges Wüsten)
aus dem

Goldenstein = Hollenstein
(an die mythische Sage von Frau Holle erinnernd, wahrscheinlicher aber von gol, geel = fruchtbare Niederung) durch die

Mergelfuhle an der Egge
des Langenberges

vor dem
Rüdenberge

Zwischenbrod
(an der Bahalla, f. die Erklärung hierzu = twisten = in Streit sein oder twiste = Zueiung) und dem

Bierenberg
her (1468 = Birenberg, etwa von firen, viren, schwed. fire = feiern, untätig sein, also vermutlich von dem Feiern auf dem Berge in der germanischen Zeit abzuleiten, und zwar besteht der langgestreckte Berg aus dem nördlichen Äfler Bierenberg und dem östlichen großen Bierenberg), weiter auf

das Ästertiel,
die Wüstenbefe (= Bach),

den Wüstenweg (= wöste = wüste Hufe)
hinauf durch

die Wadmaine (= die Waldgemeinde)
bis auf

das Sief (= feuchte Niederung).
Während der nördliche Teil des einstigen Markwaldes heute fruchtbaren Ackerboden mit vielen kleinen Siedlerstellen darstellt, und die südlich liegenden Bergteile heute noch bewaldet.

Hier finden wir viele interessante Flurbezeichnungen, z. T. noch aus der Zeit der Markgenossenschaften, die sich nur schwer deuten lassen.

Nördlich des Gutes Ribbentrup sind
die Wedderwellen (Witterwelle).

Dieses Quellgebiet darf als Wetterquelle gedeutet werden. Vermutlich treten die Quellen hauptsächlich nur nach bestimmtem Wetter regelmäßig in Tätigkeit (wedder kommt von weder, weer, als. wedder = mnd. wieder und wieder).

Der Breitenpohl
hieß der untere Teil der alten Blothoer Straße.

Zwischen oberer Ähornstraße und Bahallastraße ist die

Äsenberger Heide.
Heute ist dort eine sich von Jahr zu Jahr erweiternde große Wohnsiedlung.

Das Östertiel
(= Öst-Sief = feuchte Niederung östlich der Stadt) war an der jehigen Ästertienstraße.

Auf dem Wiedenkamp
(= von Aderweide, Weidenkamp) heißt die Flur zwischen Wüstener Straße und Ästertal. In der Nähe, und zwar nördlich hiervon, befindet sich der Waldzipfel

Poppensief
(von Poppe, Bobbe oder Böbbe = Frösche). Zwischen dem Wiedenkamp und Östertiel ist

Auf dem Heupfahlen.

Diese Bezeichnung ist von Heupfählen = Heu-Hoden zum Trocknen des Heues für die Winterzeit abzuleiten.

Am Äsenberge war auch eine
Keehkaite (= Ruhtate = hütte).

Der Steinbring
ist der heutige Steinbrink östlich der

Stauteichstraße.
Die Stauteichstraße ist die Straße zu den Stauteichen im Ästertal, wo noch heute das Wasser der Äsenquelle gestaut wird.

Die Bezeichnung
Walhalla

ist weiter oben schon zu deuten versucht worden.

Die Hünengräber
oberhalb der Walhalla weisen die Besiedlung in vorchristlicher Zeit nach. Hier auf dem

Äsenberg
mit mythischen Vorstellungen verknüpft, den Äfen, Hünen, angeblich heidnische Kultusstätte, wahrscheinlich aber von Äh = Weideplatz abzuleiten) finden wir den

Philosophenweg.
d. h. den Weg der Denker, Träumer, wie er in ähnlich schöner Weise in vielen Gegenden vorkommt.

Die Äsenburg
am Südhang des Berges (über ihre Entstehung ist Näheres nicht bekannt) und

die Äsenquelle
am nördlichen Abhang des Berges sind nach dem Äsenberg benannt. Oberhalb der Äsenburg liegt die jederzeit gefürchtet gewesene

Wolfschlucht.
Auf dem Bierenberg interessieren der vom Äsenberg nach Wüsten führende

Soldatenweg.
Er soll die Fortsetzung einer Römerstraße sein von der Porta an der Weser zum Knon bei Schötmars, wo er in einer Furt die Weser durchschneidet und dann weiterführt zum Bielefelder Paß.

Der Bimbamweg
war der Kirch- und Leichenweg von Wüsten über den Bierenberg nach Schötmars; auf das „bim-bam“ der Kirchenglocken hinweisend.

Der Butterweg
führt gleichfalls hinauf auf den Kamm des Berges. Der eigenartige Name wird abgeleitet von bâte, bota, bote = Nutzen, Vorteil. Der Botenweg, woraus schließlich Butterweg geworden ist, ist der vorteilhafteste oder kürzeste Weg über den Berg nach der Wüste.

Auf dem

Heuweg,
auf dem das Heu der oberhalb liegenden Wiesen und Berghänge zur Stadt gebracht wurde, kommt man zum

Hühnerwies.
Diesen Namen erklärt man aus der Lage dieses Berganges mit der schönen Aussicht. Soll er etwa mit den Sagen von den Hünen, den Riesen zusammenhängen?

Die Hakenfanzel
auf der Höhe des Äfler Bierenberges ist die Stelle, wo sich auf der Kanzel des oberen uralten Steinbruchs die Haken ihr Stelldichein geben.

Am

Fuchstanz
sollen am 1. Mai die Tiere des Waldes ihr Maifest durch Tanzen, Singen und Spielen feiern, wie aus nachfolgendem an einer Tafel dafelbst angebrachten Reim hervorgeht:

Älffährlich am ersten der Maien,
wenn neu die Natur erwacht,
wenn alle Menschen sich freuen
der herrlichen Frühlingspracht,
dann spielen hier Effen die Geigen,
Waldvögel singen ihr Lied,
dann tanzen die Füchse den Reigen,
jedoch nur, wenn niemand es sieht.

Die Kruthaide (= Krauthaide)
mit dem

Krautkrug,
einem gernbesuchten Gartenlokal, liegt oberhalb der

Waldmaine (= Waldgemeinde = gemeiner Wald).

Die Äfler Nordmark umfaßt den größten Teil des städtischen Gebietes. Sie hat aber gleichzeitig auch die heimatkundlich interessantesten und wertvollsten Flurbezeichnungen.

Verlassen wir die Innenstadt am Schliepfsteiner Tor, so befinden wir uns

auf der Breden.
Eine Brede ist ein Ader, auch eine Weide, selbst eine

Waldung, die im Verhältnis zur Länge ansehnlich breit ist und eine größere Fläche einnimmt. Während die Breite „bredde“ heißt, bedeutet „Brede“ die Weiteausdehnung. Der unterste Teil der Breden hieß später

Beim Grabierwerk,
nach dem hier errichteten Grabierwerk der Badeverwaltung benannt.

Auf dem Bruche (= lumpiger Boden)
ist das Gelände des jehigen Kurparks mit dem Kurhaus.

Die kleine Heide
mit dem

Weg an der kleinen Heide
befand sich an der Roonstraße von Düsterwald aufwärts.

Die allen „Äflern“ bekannte Seufzerallee

ist im Sietholz an der Ostseite des Kurparks. Sie führte vordem außerhalb des Kurparks an der Salze entlang. Vermutlich verdankt sie ihren Namen den Seufzern derjenigen, die hier gebrodenen Herzens Binde rungen lachten vom Schmerz entäußelter Hoffnungen, vielleicht aber auch gleichzeitig den Seufzern derer, die sehnlichst nach „mangels Eintrittsgeldes“ während der Kurkonzerte um den abgeschlossenen Kurpark herumwanderten.

Die Heilanstalt
ist das Gebiet des jehigen Maschinenhauses der Badeverwaltung am Kleinbahnhof Kurpark.

In der Nähe des Altersheimes an der Wüstener Straße ist

der Hammstump.
Als Kamp (tempe) bezeichnete man ein mit einer Hecke oder einem Graben eingegrenztes Stück Land. Die Bedeutung von Hammus ist nicht bekannt. Möglicherweise handelt es sich um einen Personennamen.

Unweit des Gutes Steinbeck

Auf dem Tellerkamp
(von Telgen = Eichen, also = Eichenkamp) fand man vor einigen Jahrzehnten eine Reihe Spinnwürfel, die charakteristischen Merkmale der jüngsten Steinzeit.

Hier auf der fruchtbaren Terrasse der Salze unweit des Bohrturmes kann demnach eine Besiedlung schon vor etwa 2000 v. Chr. angenommen werden. Oberhalb davon ist

Auf dem Burggraben (Rimbred?)

einstmals zum Teil schon zu Wüsten gehörend. Welche Burg stand wohl hier auf Steinbed?

Begeben wir uns nun wieder zurück zur Ästertischen Straße, so sind wir

An der Holbrünnen Heide (heute: an der Heerüfche) und

Am Hollerhäuschen
(höller = hol = Loch, Hollerhäuschen = Häuschen am Loch).

Die Flachsheide,
wo sich heute u. a. das durch seine Fußballgroßveranstaltungen weit und breit bekannte Stadion befindet, erinnert an ein wichtiges Äfler Gewerbe im Mittelalter, den Flachsbaum und das Spinnen und Weben.

Noch im Jahre 1645 war jeder vierte Bürger ein Leineweber. Nachdem der Flachs in den „Flachsrotten“ im Grunde des Schwabberbaches hinter dem jehigen Forsthaus gerottet worden war, wurde er auf der Flachsheide in Sonne und Wind getrocknet.

Entlang der Straße nach Ärtler in nördlicher Richtung kommt man zum

Bornhaus (von Barie = Beil-Haus), einem alten, wunderbar in die reizende Landschaft passenden Fachwerkhäus des Gutes Steinbeck.

Zwischen Landstraße und Kleinbahngleisen ist

Auf der Störte
(von störte = stürzen, Stort = Sturz = Ort, wo man die Erde etc. aus dem Karren hinschüttelte). Linksseitig der Straße ist

Hinter'm Rohr.
Gerade Waldwege tief durch den schönen Forst kann man mit einem Rohr vergleichen, wovon diese Bezeichnung entstanden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Patrizierfamilie Cothmann in Lemgo

Heimatkundliche Aufzeichnung aus alter Zeit von Friedrich Gerlach

Schluss

Mit der Zahlungsunfähigkeit der Söhne Dietrichs aus zweiter Ehe und den sich nun immer mehr mehrenden Streitigkeiten und Fälschungen der Cothmannschen Epigonen um die Erbfolge beginnt der Glanz des Geschlechtes langsam zu bleichen. Dietrich d. J. aber, der „Lemgoer Patrizier“, wie er in einem Gutachten des Lemgoer Rates von 1696 genannt wird, stand noch gefestigt und waltete seines Amtes in hohem Ansehen, zumal er als Rechtsbeistand der Stadt gute Dienste leisten konnte. Er hat sicher nicht geringen Anteil an der Abfassung und Herausgabe des Lemgoer Stadtbuches (Statuta Lemgoviensium) sowie der Lemgoischen Schulordnung gehabt (1584/86 bis 1591). Im besten Mannesalter wurde Dietrich dahingerafft (1594).

An seine Stelle trat bald sein Sohn Hermann, der zu Marburg studiert hatte (1586). Für Lemgo begannen damals stürmische Zeiten. Im Streit mit dem Landesherrn Simon VI. wegen Einführung des reformierten (kalvinistischen) Bekenntnisses, in dem der Graf die Stadt blockierte, die Bürger aber mit angeworbenen Kriegsknechten die Tore besetzten und die Wälle bewachten, mußte er zwar mit den Amtsvorgesetzten den Innern der Stadt wegen der Ratgeberischen Nachgiebigkeit empörten Bürger kosten, erlebte dafür aber auch den endgültigen Sieg der Stadt im Jahre 1617.

Auch in den folgenden Jahren des Dreißigjährigen Krieges war er der Stadt von großem Nutzen. Er schloß ihr zur Bezahlung von Schatzungen 200 Taler vor (1623), erhob für die Jahre 1621 bis 1624 kein Gehalt (ab 1624 wurde das Gehalt des Bürgermeisters gestrichen), das erst später in Höhe von 360 Talern von seinen Erben eingeklagt wurde. Auch eine vom lippischen Grafen ihm gewährte, aus einer Forderung an die Stadt zu zahlende Summe von 300 Talern ließ er laufen, womit seine Erben gleichfalls nicht einverstanden waren. In einer Urkunde vom 2. Mai 1655 berechnen die Erben (Christian Brining und Konrad Gelsborn) die von Hermann der Stadt geliehene Summe gar auf 1400 Reichstaler.

Hochverdienst am die Stadt

Damals wüthete der Feind furchtbar vor den Toren Lemgos. Auch Hermanns Felder und Höfen wurden vertreten und verhaun, mehrere seiner Kühle wurden von der Weide fortgetrieben, und bei Beschädigung der Stadt erlitten seine Gebäude mehrfachen Schaden. Vor dem eindringenden Feinde rettete er die kostbaren Kalandsverreibungen, die später von seiner Witwe dem Rate wieder ausgehändigt wurden. Seit 1606 war er mit der Verwaltung der Kalandsgüter beauftragt gewesen. Für das im Jahre 1593 gegründete Hofgericht wurde er im Jahre 1601 als Hofgerichtsadvokat berufen.

Wie der Vater war auch Hermann zweimal vermählt. Seine erste Gattin, Elise Heidenreich, eine Tochter des Baderborner Bürgermeisters Jodokus Heidenreich und der Agathe Hagen, war die Witwe des Senators Friedrich Kaps (Cap?), aus welcher Ehe sie eine Tochter (Anna Maria?) hatte, die um 1610 einen Johann Rump heiratete, der in den Schreiben des Rates Dr. Johann Cothmann vorkommt und als Schwager bezeichnet wird.

Elise starb bereits zehn Jahre nach geschlossener Ehe und hinterließ ihrem Gatten drei Söhne und eine Tochter, Hermann, den soeben genannten Dr. utr. jur. Johann, Dietrich und Margarete.

Hermann wurde Kauf- und Handelsmann, begab sich auf Reisen und war um 1626 zu Amsterdam.

Zu Lemgo war seine Wohnung auf der Mittelstraße zwischen den Häusern Hermann Bändels im O. und Jürgen Rosters im W. Da nach Clemen (Beiträge zur lipp. Kirchengeschichte) das Haus Hermann Bändels, dessen Witwe im Jahre 1665 als Heze hingerichtet wurde, am Ofstort gelegen haben soll, und zwar, wo das später Hofjeldsche Haus seinen Stand hat, mühte Hermanns Haus mit der heutigen Gastwirtschaft Wegener „Zum weißen Rössl“ übereinstimmen. Das will mir jedoch nicht gefallen, weil zwischen beiden letztgenannten Häusern eine Straße (Neue Straße) einmündet, das Cothmannsche Haus aber unmittelbar an zwei Häusern stieß. Eher scheint es mir Mittelstraße 10 (Träger Bauerschaft 16), wo heute das Installationsgeschäft von Küster sich befindet, gelegen zu haben. An Stelle des heutigen Baues stand noch Ende vorigen Jahrhunderts ein stattliches Giebelhaus das leider dem Umbau zum Opfer fiel. Ursprünglich wohnte dort um 1700 ein Gerd Hoffmeister. Das Cothmannsche Haus ging nämlich nach Hermanns Tode (1633) an einen Tönnies Brodhause und von diesem an Gerd Hoffmeister über, der nach Brodhau-

sens Tode dessen Witwe geheiratet hatte. Das anschließende Haus im Osten, Mittelstraße 12 (Tr. B. 24, heute Konditorei Kneuper) bewohnte um 1710 ein Arnd Bändel. Das alles dürfte weit mehr für unsere Ansicht sprechen.

Schmähliche Behandlung von Cothmanns Kindern

Hermann starb früh; seine Gemahlin, eine Elise Leist, folgte ihm alsbald im Tode (1633). Die hinterlassenen drei Mädchen, Margarete, Ursula und Ermgard waren beim Tode der Eltern noch minderjährig. Ermgard wird nicht weiter erwähnt und mag frühzeitig gestorben sein. Margarete und Ursula aber führten ein erbärmliches Leben und mußten sich verdienen, was sie zum Leben nötig hatten. Ursula blieb im elterlichen Hause, das der genannte Tönnies Brodhause, der die Schwester der Mutter Ursulas, Anna Leist, geheiratet hatte, für 630 Taler gekauft hatte, aber nur 60 Taler bar auszahlte.

Nach Brodhause Tode übernahm Gerd Hoffmeister (aus der älteren Linie der Hoffmeister), der

Von Erben des Hexenbürgermeisters gerichtlich belangt

Fünf Jahre hatten die Verhandlungen sich hingezogen, von 1655 bis 1660. Ursula, angeekelt von dem Teiben der Weltmenschen, trat ins Marien-Kloster ein, wo uns wiederholt in der nachfolgenden Zeit eine „Jungfer Ursula Cothmann“ begegnet. Gerd Hoffmeister, Ratsherr unter dem Hexenbürgermeister Hermann Cothmann, dessen williger Sklave er war, indem er zu allen Untaten dieses Mannes ja und amen sagte, heiratete nach dem Tode seiner ersten Frau Anna Leist eine Anna Margarete Brautlaht, die in bitterer Not geriet und wegen der Schulden ihres inzwischen verstorbenen Mannes von den Erben des „Hexenbürgermeisters“ gerichtlich belangt wurde. Von Zorn überwältigt, plauderte die gepeinigten Witwe die Untaten beider Männer aus, was jedoch vom Gericht mit dem Mantel der Liebe bedeckt wurde. Aber so rächte sich schon hier auf Erden Gerd Hoffmeisters häßliches Benehmen gegenüber dem Waisenkinde Ursula.

Den Mannestamm der älteren Linie pflanzte Hermanns zweiter Sohn, Johann, fort. Er war zum Studium ausersehen, und oben war bereits die Rede davon, wie er als Marburger Student zu seinem in Frankfurt weilenden Vetter, dem Mecklenburger Kanzler Johann Cothmann eilte, um dort für

Das Gelage im Braker Schloß im Jahr 1653

Hier veranstaltete Johann im Mai 1653 ein glänzendes Gelage zu Ehren seines ihm zugetanen Freundes und Veters, des berühmten Mecklenburger Kanzlers Johann Cothmann, der zu Besuch in der Heimat weilte. Auch Graf Otto nahm an der Feier teil.

Um 1661 erwarb er das Bürgerrecht zu Lemgo, wo er der Ruhe pflegte. Nicht lange! Schon im Jahre 1663 rief ihn der Tod ab. Seit 1662 war er Senior der Familie Cothmann und Lehntäger. Seine Gemahlin, die ihm ein Jahr im Tode vorausging, und die er im Jahre 1638 geheiratet hatte, war eine Tochter des 1618 verstorbenen Lemgoer Bürgermeisters Revelin Tilken und seiner zweiten Gemahlin Margarete Gottschalk. Ihr Bruder war der bekannte lippische Kanzler Revelin Tilken. Sie schenkte Johann drei Söhne: Johann Konrad, Revelin Johann und Peter Henrich, erster noch geboren zu Detmold, beide andern

„Ohne Brot, Schuhe, ledig Alimentation“

Eine besondere Vorliebe für Mediziner zeigte Margarete, das älteste und Lieblingskind des Bürgermeisters Hermann. Sie heiratete nacheinander zwei Doktoren. Der erste war Justus Fabricius (= Schmieding), Stadtkirch von Lemgo, der um 1627 verstarb. Ihm hatte sie außer zwei früh an der Pest verstorbenen Knaben eine Tochter Ursula geboren, durch welche die Schreyen und Holmann in Beziehung zu der Familie Cothmann gelangten. Zweiter Gemahl war Dr. med. Heinrich Wontorp zu Lippstadt, aus welcher Ehe mehrere gleichfalls früh verstorbene Knaben und eine Tochter Anna Gertrud hervorgingen. Anna Gertrud ehelichte den Amtmann Werner Esping, der 1654 das im Dreißigjährigen Kriege verwüstete Haus auf dem Weitenfirt (Schuhstraße)

zweite Gemahl der Anna Leist, das Haus (um 1645), kann aber ebenfalls wieder das noch ausstehende Kapital noch dessen Zinsen bezahlen. Deshalb mußten die beiden überlebenden Erbeninnen wie Dienstmädchen für ihren Broterwerb schaffen. Namentlich Ursula hatte zu leiden; Tante wie Oheim mußten das arme Mädchen aus, das alle gewöhnliche Arbeit zu verrichten hatte und in schlechter Kleidung einherging. Sogar das von der Großmutter, einer Anna, geb. Arst, den Mädchen zustehende Leinen hatte die Tante für sich und ihren Haushalt verbraucht.

Endlich griffen die Vormünder, unter ihnen der Oheim der Unterdrückten, Christian Leist, ein. Gerd entschuldigte sich und wies auf die „bekümmerten Zeiten“ des Dreißigjährigen Krieges hin, auf die Schatzungen und Tribute, bat um Nachlaß der Schuldsinsen, bot Pfänder an und war bereit, das Haus zurückzugeben. Auch machte er eine Gegenrechnung für Ursula auf, berechnete ihr für neun Jahre Pension, solange sie bei ihm gewesen war, berechnete weiter jeden Pfennig, den er dem armen Kinde „geliehen“ hatte. Schließlich kam es zu einem Vergleich unter Hinzuziehung des Lemgoer Rates als Oberorund: Gerd Hoffmeister hat einschließlich Alter und neuer Zinsen 430 Taler zu erlegen, die er auch in unbeweglichen Gütern erstatten kann!

die Witwen seiner Halbheime Fürsprache einzulegen und dabei das Wohlwollen des mächtigen Kanzlers völlig gewann. Dieser hielt ihn auf seine Kosten frei und stellte ihm noch 50 Taler in Aussicht (1632).

Johann Cothmann war ein tatkräftiger Mann, der mit Energie gegen die üblen Machenschaften des Bürgermeisters Franz Cothmann, des Halbbruders des Mecklenburger Kanzlers auftrat. Jener hatte das so oft genannte, auf die Krusen zurückgehende und für arme Mitglieder der Familie mitbestimmte Lehen zu seinem Nutzen mißbraucht, und mit 150 Gfl. Ländereien von der Witwe Anna Höder, geb. Cothmann, gekauft und in Benutzung genommen. Der erboste Bürgermeister Franz ließ den zu Lippstadt sich aufhaltenden Johann zur Verantwortung über seine Angriffe nach Lemgo zitieren, mußte aber erfahren, daß dieser als Rechtskundiger ihm überlegen war.

Johann war zum Dr. beider Rechte promoviert (1632), nahm seinen Sitz in Detmold, siedelte im Jahre 1641 nach Brake bei Lemgo über, wo er Rat des Grafen Otto, des dritten Sohnes Simons VI., wurde, der die lippische gräfliche Seitenlinie Brake begründete, die im Jahre 1709 mit Ludwig Ferdinand erlosch.

im Schloß Brake. Auf diese haben wir noch besonders zurückzukommen.

Eine „freundliche“ Titulatur

Aber den dritten Sohn des Bürgermeisters Hermann, Johannes jüngster Bruder, Dietrich, ist wenig übermittelt. Er kommt zwar öfter in den Urkunden vor, spielt aber eine untergeordnete Rolle. Er scheint etwas schwachköpfig gewesen zu sein und dürfte nur ein wenig bedeutendes städtisches Amt bekleidet haben. In einer Urkunde vom 10. Mai 1673 tritt er als Zeuge wider einen Johann Kaufing auf der sich dadurch ein Strafverfahren zugezogen hatte, daß er den „Dirich Cothmann“ nebst einem Engtmann als „Esel“ bezeichnet hatte. Dietrich erreichte ein hohes Alter und dürfte identisch sein mit dem im Kirchenbuche von St. Nikolai verzeichneten „Diederich Cothmann“, der am 14. Januar 1683 zur letzten Ruhe bestatet wurde.

kaufte. Der Kauf wurde nachher von seiner Witwe angefochten.

Ein folgeborener Knabe wurde zugleich mit der fast gleichzeitig mit ihrem Gatten verstorbenen Mutter Margarete mit großem Pomp in der Kirche zu Lippstadt beigesetzt und die Begräbnisstätte mit einem Leichenstein verziert. Anna Gertrud geriet in Armut, da man ihr die aus der Cothmannschen Erbmasse zufließenden Vermögensteile vorenthielt. Ihr Oheim Dr. Johann klagt beim Rat zu Lemgo, daß sie „ohne Brot, Schuhe, ledig ihrer Alimentation“ sei, und er, selber arm, nun seine Pflegeotidter im Stift Baderborn „im Papsittum“ erziehen lassen müsse. Auf die Einzelheiten dieser und der fortan immer mehr häufenden Erbteiligkeiten der entfernteren Cothmannschen Verwandten

näher einzugehen, geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus.

Aus der zweiten Ehe mit Ilse Deichmann, Tochter des Hans Deichmann zu Herford, entsprangen nach dem „Extract“ neun Kinder, von denen aber fünf schon früh gestorben sein müssen (Katharina, Gottschalk I., Margarete, Rudolf und Gottschalk II., letztere Zwillinge). Nach dem Kaufmannsamtstube mühte sogar noch ein Hermann eingeschoben werden, den der Vater am 10. November 1617 enttragen ließ.

Urkundlich und als sicher anzusehen sind die vier: Heinrich, Ernst Tilmann, Elisabeth und Anna Katharina. Diese überlebenden Kinder waren bei des Vaters Tode (1626) noch minorenn und erhielten als Vormünder ihren Oheim Konrad Deichmann, Heinrich Moller, späteren Bürgermeister von Lemgo (um 1651 bis 1665) und ihren Oheim Bürgermeister Franz Cothmann (aus der jüngeren Lemgoer Linie). Mit letzterem geriet die Mutter Ilse in scharfe Auseinandersetzungen, da ihm, wie Moller, der Vornamen schlechter Verwaltung des Vermögens der Kinder gemacht wurde.

Ein Cothmann soll in Banden gelegt werden, entweicht aber rechtzeitig

Heinrich, der älteste Sohn, in Armut aufgewachsen und vergeblich sein Recht suchend, brach in wüste Anschuldigungen gegen seinen ungetreuen Oheim Franz aus, schalt ihn „einen alten meideidigen Schelm“, worauf der geschmähte Oheim beim Rat beantragte, Heinrich zu verhaften und bis zu seiner regelrechten Aburteilung in Banden zu legen (14. Juni 1636). Man hat Heinrich nicht erwischt; aber er starb bald darauf (1637) auswärts in ärmlichen Verhältnissen. Der Bruder Tilmann wird nur um die Jahre 1626 bis 1636 genannt.

Dreimal vermählt!

Eine mehr erwähnenswerte Rolle in der Cothmannschen Familiengeschichte spielten die beiden Mädchen Elisabeth und Anna Katharina. Erstere erreichte das hohe Alter von rund 85 Jahren und war dreimal vermählt: um 1638 mit Johann Tepel (Tepell), Leutnant im Dalwigischen Regiment, um 1642 verschollen, zweitens um 1644 mit dem Witwer Christoph Brüning (Brauning), nach dem Tode seiner Gemahlin, der Witwe Alhard Brautlauchs (Angela Bodeler); Brüning starb 1666, und um 1667 heiratete sie drittens den Richter Dietrich Cothmann aus der jüngeren Lemgoer Linie.

Die ersten wilden Tiere in Detmold

Vortrag im Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe in Detmold

Als vor weit mehr als hundert Jahren der Sinn für Naturerkenntnis in Deutschland besonders durch Alexander von Humboldt angeregt war, wurde durch die geistige Oberaufsicht unserer wunderschönen Stadt Detmold unter der Inspiration von Hofrat Dr. Piderit (dem späteren Begründer des Landesmuseum Detmold) im Jahre 1835 der „Naturwissenschaftliche Verein für das Fürstentum Lippe“ begründet. Es war die erste solcher Einrichtungen im weiten Umkreise in Deutschland, die erst von hier aus ihre Wurzeln nach außerhalb gestreckt hat. Die Einrichtung hatte den Sinn, interessierten Laienkreisen und vornehmlich den Schulen naturwissenschaftliche Erkenntnisse lebensnah zu vermitteln durch Vorträge, durch Einrichtung einer Leihbibliothek und durch Schaffung einer naturwissenschaftlichen Sammlung. Diese Sammlung, in der Hauptsache aufgebaut von dem Mitbegründer des Vereins, Gymnasiallehrer Dr. Carl Weerth (d. A.), wuchs bald zu einem beachtlichen Museum an und ist 1919 dem lippischen Staat kostenlos übereignet; sie bildet heute die größte Abteilung des Landesmuseums.

Aber diese ursprüngliche Begründung und Bedeutung und insbesondere dem beispiellosen Einsatz Carl Weerths und seiner Freunde Ferdinand Freiligrath und Barkhausen beruht auf dem Montagabend vor einer zahlreichen Versammlung der Direktoren des Landesmuseums, Herr Suffer, an Hand von Lichtbildern. Er hatte allen Grund dazu aus dem Anlaß einer hochherzigen Übereignung des reichhaltigen und hochinteressanten Briefwechsels Dr. Carl Weerths mit Ferdinand Freiligrath, die sein Großnephew, Herr Studienrat i. R. Karl Weerth, dem Landesmuseum eben übereignet hatte. Herr Direktor Suffer las aus den Briefen Weerths und Freiligraths, der damals gerade im Exil in London lebte, Lustiges und Belustigendes über Erwerb und Gestaltung dieser wilden Tiere, die immer noch mit etwas mißtraulich-bösem Blick gegen die Ruhelörter aus dem Fenster „guckten“.

Es waren gerade 100 Jahre, als ein Bruder Carl Weerths, Georg Weerth, aus Venezuela den ersten Königsgeier nach Detmold exportierte, der noch heute als König der Lüfte dort seinen wohlverdienten Platz

hat. Daß diese Geier, wenn sie ein gefallenes Tier annehmen, mit dem Aufriß des Kadavers solange warten, bis der König (als männliches Oberhaupt durch eine Krone auf dem Schnabel gekennzeichnet) die Augen des toten Tieres verpeißt hat, sei nur als interessantes Kuriosum unter den Gewohnheiten des Tierlebens erwähnt.

Den ersten Erwerbungen folgten bald weitere Tiere aus aller Welt. Und da war es insbesondere die große Verdienst Freiligraths, der in unermüdlicher Hingabe und aus Liebe zur Sache und den Wissenschaften die Vermittlung interessanter Stücke über Tierexperten aus aller Welt vermittelte und aus eigener Unterstützung solche spendete: Zuerst ein mächtiger Löwe aus Afrika, dem bald ein Stink nach dem anderen folgte. Es war interessant, die Gebartengänge heute wieder zu hören, die den beiden Zoologen für die gruppierende Gestaltung und Ausstellung der Tiere vorschwebten. Der Löwe sollte im kühnen Sprung eine Giraffe anfallen und anderes mehr. Daß man auch Sinn für Humor hatte, zeigte eine aus diesem Anlaß entstandene Karikatur auf Freiligrath, der im Saal der Lagune statt des Löwen einer Giraffe auf den Rücken springt.

Aber den damals in aller Welt bereits bekannten Präparator und Künstler für natürliche Dermoplastik und Museologie, Martin in Stuttgart, wurde der Gedanke der Gestaltung der Tiere in absolut natürlicher Lebenshaltung und natürlicher Umgebung auf das beste verwirklicht. Man kann noch heute die Stücke Martinischer Kunst nach mehr als hundert Jahren im Landesmuseum und anderen Museen bewundern.

Herr Direktor Suffer hat in seiner eigenen restlosen Hingabe um die Erhaltung und den weiteren Ausbau des schönen Landesmuseums den Museumsge danken durch eine schöne, wissenschaftliche Abendunterhaltung bereichert, und man konnte aus dem reichen Beifall auch feststellen, daß es dem „Dompteur“ Suffer inzwischen aus beste gelungen ist, seine Tiere „in ihrem wilden Grimme“ gegen die Widerfächer wieder gebändigt und beruhigt zu haben. Ein kleiner Umarmung an der Nase zu Ehren der wilden Kreatur beschloß den reichhaltigen Abend.

Ganz Lippe eine Sieklandschaft

Vom häufigsten der alten Talnamen = Die Siehe als Namensgeber für Sippen und Siedlungen / Von Dr. Meier-Böke

Siehe, mit und ohne Beiwort, gibt es bei jedem Dorf, jeder Stadt, ja, sogar mitten darin, wie etwa den „Grimmensief“, jetzt Straßennamen in Detmold, schon 1491 als „Grimmesif“ beurkundet. Sief hängt mit sieden zusammen. Während nun die „Sichter“ (etwa am Bonstapel, Wellentrup, Heidenoldendorf, schon 1491) leicht, meist kurze Rinnale bezeichnen, sind die Siehe oft kilometerlang, meist wasserreich, schluchtig tief, Seitentäler der größeren Flußläufe. Die „Deepensie“ (Altendonop), „Dewessie“ (Brake), auch „Tewes- oder Tabensie“ weisen das noch aus. Oft sind solche Siehe verrufen, verpufft. Vom „Heffsief“ bei Bahlhausen wird die gleiche Geschichte erzählt wie von der Mordtühle bei Lappshorn. Im „Gerfief“ bei Fütig verflammen sich die Hege in der Mainacht, tanzen auf dem großen Stein, „Pudfeots Stadtsif“.

Meist steht Sief als Grundwort, während das Bestimmungswort auf die besondere Art hinweist. „Echternsief“ (Dietelbruch, Westorf) ist der hintere, „Borgesief“ der vordere, „Butensief“ der draußen gelegene Sief. Der „Ostersief“ liegt östlich von Alverdisen, der „Nauersief“ nördlich Bahren-

trup. „Brunfief“ (Tintrup) oder „Barrensief“ (Barenhausen), „Iwellsief“ (Schötmars) befanden noch die Wasserführung, ebenso „Siekbeek“ (Wellentrup). „Büttensief“ führen nur wenig Wasser.

Die vielen „Lehmiesie“ (Hohenhausen, Westorf u. a.), „Steinsief“ bzw. „Wettsteinsief“ (Bödingfeld) deuten auf die Bodenbeschaffenheit. „Knopsief“ (Rehen 1530) ist, wie ein Knapp, unfruchtbares Gelände. „Erdfief“ hat es mit adern zu tun, „Silbersief“ (Hummerten) wie auch „Silbermühle“ und „Silberbach“ mit Bergbau auf Silber.

Die Gestalt erscheint in „Spissensief“ (Heiden), „Krumfief“ (Kleinenmarpe, Grefte 1438, Reizen 1507), „Hornfief“ (Hillentrup), „Ohrensief“ (1721), „Derlingsief“ (von Ort = Ede), „Koppfief“ (Berl 1575), „Stollensief“ (Hohenhausen) von Abhang, „Hentensief“ (Berlebeck, Silgen) von hängen bzw. den Namen Hanse, „Kannenfief“ (Lothe) ist Besitzname, „Gretensief“ (Hummert), vor einem alten Wort für Weide. Der „Schötmarsief“ (Detmold) von Schöffelmacher. In Brake erscheint 1410 ein „Pipperfief“.

Von Rothenfiek und den ältesten Fluren

Robungsnamen sind „Rothenfief“ (1530), „Rüensief“ (Billerbed), (1644) „Rodenfief“, „Röensief“ (Vahbruch), „Ruenfief“, „Reufief“ (Kestorf) (1521), „Ralsief“ und „Rabfief“ (Entrup), von Riet, wenn nicht von roden. „Römersief“ (Brosen), „Bratelsief“ (1530 tom Brake) von Brachland.

Pflanzennamen sind zahlreich: „Rifit“ (Lütte) von Riet, „Rensief“ (Hörste, Hohenhausen) von Rarntraut, „Elwerfief“ (Hordissen, Vohhausen) von Erbbeere, „Twedensief“ (Bentorf) von Quede, „Brähmsief“ (Grefte), „Bramfief“ (Hove-dissen) von Brähm = Ginster, „Elmerfief“, sehr häufig, und „Allersief“ (Großenmarpe), von Erle, „Buchfief“ (Laube), „Lindfief“ (Lütte), „Sellsief“ (Entrup) von Salweide, „Kressensief“ bzw.

„Kassensief“ (Maspe) von Kirsche oder Kresse, „Sensief“ (Rott), „Tellsief“ (Beckertissen) von Telgen oder Quelle, „Masfief“ (Hörste) von Moos oder Mast, „Kohfief“ (Brake) und „Beerfief“ von Beeren oder Holzbrand, „Grünfief“, „Laufief“ von Loh = lichter Wald, „Hagenfief“ (Langenholzhausen, Schieder) und „Marfief“ (Hiddefen 1622) von der gemeinen Mark, „Vinhfief“ ursprünglich Limbergfief (Hedderhagen).

Tiernamen erscheinen in „Krähensief“ (Wierborn) und „Reihersief“ (Wörderfeld), „Liffensief“ (Hagendonop) von den Fröschen, „Baensief“ (Lemgo) von Page = Pfad, „Falsief“ (Wellentrup) von Jungvieh, „Katerfief“ (Niewald) von Kater, Kotten, nicht Kater.

Vieles ist undurchsichtig: „Düster...“ (Schieder, Rehen), schon 1650, ebensofug von düster, als von Dose = Moor oder „der östliche Sief“. „Dauensief“ (Entrup) von tauben Boden oder Totenbestattung. „Gerfief“ (Fütig, Westorf, Harkemissen) von Gerte, Speerform, Gartenland oder Dünger, „Grasfief“ (Laube) kann auch ein „Grassiesief“ sein, der „Bohrensief“ (Hagendonop) auf Born oder Hochlage zurückgehen. Und „Juenfief“, „Sagelsief“ (1530), „Hemmensief“ (1282, „Hemningsief“), „Grimmsief“ (Detmold 1491, Hörste 1721), „Sadfief“ (Barenholz 1356), „Hodenfief“ (Sabbhausen 1721)? Eine Hofte war früher eine Jungziege. „Hauptfief“ bei Höntrup ist 1642 „Hauptfief“, vgl. „Walmershaupt“, „Köfensief“ (Tintrup 1721) von Kater oder Grube, „Tibbensief“ (Lüdenhausen 1721) von Tubben = Zuber oder Tiebe = Hündin, der „Jeddensief“ (Vohhausen) von Ziege, Kind oder Spörgel, der „Faulensief“ (Kalldorf) von faul oder Fale (Wellsale). 1345 erscheint bei Hefloh ein „Felsinsief“. Der „Gropensief“ (Lemgo 1435) kann von Pfäde, Grep = Forst oder einem Familiennamen herkommen. Wer deutet „Quentsief“ (Rehen), „Murensief“ (Westorf), „Wibelsief“ (Kalldorf 1500), „Wibelsief“ (Brosen), „Wer“, „Malsief“ (Wendlinghausen), „Hermfief“ (Wismissen), „Dreihermfief“ (Heddelbed)? Von Hermann, Herr oder Hermen = Wiesel. Und „Gudensief“ bei Lüdenhausen, „Hundensief“ (Hedderhagen 1721, „Heunesief“) von Hünen?

Ein halb Duzend Siefnamen bezeichnet Siedlungen: Bratelsief, Ruenfief, Ralsief, Hemmensief, Grassief, Siekholz, oder Gähfief, Erdfief, (Oberwüsten), Wiefen (Wülfersheide), Lufsfief, Schäfersief (Laube), Laufsfief (Wülfers). Der „Hantensief“ zwischen Stenzen und Möllenbe ist schon frühzeitig besiedelt. Die ältesten Fluren, die langstreichigen Eichen, liegen meist oberhalb der Siehe auf den trockenen, gut durchlüfteten Zwischenrücken. Ein „Hans im Sief“ wird schon 1653 in Schönhagen erwähnt, Abnherr der späteren Siekhanse. Die Siefmanns und Siefmeiers sind zahlreich. Bei Schieder gibt es einen Siekhof, in Jaggenhausen einen Siekfrug. Soviel scheint sicher: die Siefer, deren einer, der Siefmann aus Lage, Weltwurstruhm erlangte, tragen einen Namen von siedlungsgeschichtlicher Geladenheit und wissen kaum noch wie friedlich und geborgen ihre Ahnherren einst hausten, wo ihnen nicht jeder, wie den späteren Nachfahren von heute, ein jeder in den Kochtopf gucken konnte.

Dr. Meier-Böke.



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 5

Herausgegeben von der „Lippischen Landes-Zeitung“

1954

Alte Bezeichnungen in Bad Salzuflen

In mühevoller Kleinarbeit ermittelt von W. Händel

(Schluß)

Die alten bekannte

Gaspohl- oder Gaspohl-Quelle

an der Waldpromenade zur Looße zu deuten, ist wegen der zu vielen Möglichkeiten gar nicht so leicht. Ist es mit „Fühler Grund“ oder „Fühler Puhl“ (von Pohl) nicht am einfachsten und treffendsten erklärt? Möglich sind noch folgende Abteilungen: Gasa = Hütte, mittelalt. = Kloster, Gasa = Gehöft, Weiler. Pol = Mittelpunkt, Stromquelle, Grund = Gehöft- oder Weiler-Quelle. Gasa = Streit, also evtl. Streit-Quelle. Im Volksmund hört man auch von „Gänse-Quelle“ (Gaus = Gans).

Gegenüber der Quelle, die früher aus dem Berge kam und sich erst nach einem kleinen Erdstöß in den Grund verlagerte, stand einst ein Haus. Wo jetzt die Quelle ist, war früher ein Teich.

Kurz vor der Straße zum Krautrug ist

Im der None.

Dies wird vom lat. „nona hora“, d. h. neunte Stunde, also (von 6 Uhr morgens gerechnet) nachmittags drei Uhr abgeleitet. Es war vermutlich ein Platz, auf dem das Vieh des Nachmittags zusammengetrieben wurde, um es im Schatten der Bäume ausruhen zu lassen. Die eigenartige Bezeichnung None kommt durchaus nicht vereinzelt vor, meist in der Nähe einer Hude oder Weide bzw. eines Hagen (Hollenhagen!).

Die Looße (1354 erstmalig Lage genannt) bedeutet „außerhalb“, ähnlich wie Sundern, ausgefonderter Teil der Markt. Vielleicht ist es auch abzuleiten von Loo, Löser = Jorcher (an der Landesgrenze), hier wo Jahrhunderte hindurch am Binnenbache, also an der Landesgrenze lüfter Salz geschmuggelt wurde. Möglicherweise kann Looße auch mit lose, ahd. lösi, die Looße = Wasserabfluß, künstlicher Graben, zusammenhängen. Heute bezeichnet „die Looße“ eine inmitten herrlicher Eichen des Stadtwaldes liegende moderne städtische Gartenwirtschaft.

Westlich der Looße ist

das Großholz.

Diese Bezeichnung soll den Unterschied kennzeichnen gegenüber dem alten weniger wichtigen Schlagholz-betrieb des eigentlichen lüfter Waldes mit seinem Stodaustschlag.

Im Großholz finden wir den

Wolfsgrund, den Jungfernkranz,

eine kranzartige Tannenpflanzung, und

die Schaffrit.

wo die Schafe vom Schwaghof zum Hollenhagen getrieben wurden.

Biel zu wenig Beachtung findet die heimatkundliche auffallendste Bezeichnung

Holzwärterteichgrund.

unmittelbar nordwestlich hinter der Looße im Großholz, woraus gleichzeitig wieder die Bedeutung des Großholztes gegenüber dem übrigen lüfter Wald hervorgeht. Hier am Holzwärterteichgrund wirkte der Holzrichter oder „Holzwärter“ (Holzwärter). Die lippische Geschichte beginnt bekanntlich mit dem Walde, der zunächst allen gehörte. Die germanische frühmittelalterliche Siedlung in Lippe, das lüfter, bezeichnete man zumeist mit „Markt“. Aufgeteilt wurden später die Waldgebiete in Markgenossenschaften (Waldmark, Feldmark). Das Gericht der Markgenossen war das „Holling“ (Holzhing). Der an der Spitze dieser Holzgerichte stehende Holzrichter oder Holzwärter, später „Erbherr“, „Holzgraf“ oder „Obermärker“, war in nachgermanischer Zeit dann oft der Edelherr oder ein Adliger. Da der Holzwärter meist einen Sonder-nutzungsteil am Walde hatte, darf mit Bestimmtheit angenommen werden, daß derselbe hier am Holzwärterteichgrund auf der Looße gewohnt hat.

Wenn nun durch diese interessante und gar keine andere Deutung zulassende Flurbezeichnung anzunehmen ist, daß hier der Holzwärter einer Markgenossenschaft wohnte, so muß auch das lüfter, das man mit „Markt“ bezeichnete, zu finden sein. Die Looße, wo der Holzwärter wohnte, lag entsprechend der Deutung dieser Bezeichnung außerhalb des lüfter, also in einem ausgesonderten Teil der Markt. Da die Looße höchstwahrscheinlich seit Urzeiten zu lüfter gehört hat, so kann das in Frage kommende lüfter in der germanisch-frühmittelalterlichen Zeit nur lüfter gewesen sein. Daß lüfter damals schon besiedelt war, beweisen u. a. die aufgefundenen Hügelgräber aus jener Zeit.

Um 1500 herum kauften die im Jahre 1488 zur Stadt erhobenen lüfter Siedlungen, als die Abtei Herford sich in finanziellen Schwierigkeiten befand, den 1447 durch die böhmischen Jorden verwüsteten Amts-meierhof

Seligenwörden

(selig, satig = lumpig, Wörden = Wurt = Hausstätte), einen alten abteiligen Oberhof, mit den gesamten Wäldern, Wiesen, Weiden und Äckern am

Obernberg (= oberer Berg).

dem Dahlenbrink (= Dahlenbrink),

dem Busch, dem Samenholz.

wo die einst so fruchtbaren Äcker des Seligenwörden mit Eichen- und Buchensamen (Eicheln und Bucheckern) in Wälder verwandelt worden waren, und dem

Hollenhagen (von hagen, eingeeht).

Als Grundwort eines Orts- oder Flurnamens kann „hagen“ nur ein durch eine Hecke eine „Wallhege“, Gebüsch oder niedrige Bäume abgeteilter, aus der Markt ausgeschiedener Bezirk sein. Auch hier finden wir wieder, ob mit Recht oder Unrecht, die Annahme, daß die Bezeichnung „Hollenhagen“ zu den Gottheiten altgermanischer Zeit zurückführen soll. Der auch heute noch der Stadt Bad Salzuflen gehörende Hollenhagen, der schönste lüfter Wald mit seinem urwüch-sigen Baumbestand und dem ertragreichsten Waldboden, liegt auf ehemals preussischem Gebiet in der Gemeinde Exter. Zwischen dem Großholz und dem Hollenhagen bildet am

Holzweg

von der Looße nach Schwarzenmoor der

Finnenbad

(von fen, fehn, Fenne = Wiesenmoor) die Grenze und gleichzeitig seit dem 2. August 1532 auch die Grenze zwischen Lippe und dem Amte Blotha.

Im Samenholz finden wir den

Eichgrund oder Lichter Grund, wahrscheinlich ein früher mit wenig Bäumen bewach-sener Grund, den

großen Fuchsbau,

den vom ehemaligen Seligenwörder Meierhof nach dem Hollenhagen zu führenden

Sugenpott (= Saupfad), den Bodsiegweg und

die Echternbrede (achtern = hinten = hintere Breite). Im eigentlichen Gebiet Seligenwörden

auf dem Wallberge (von Wallburg)

interessiert zunächst die Flurbezeichnung

Auf den Kellern

mit den noch vorhandenen zerstörten Wällen, das ist dort, wo einst der alte Meierhof mit seiner geschichtlichen Entwicklung vom germanischen Frei- oder Edelhof zum sächsischen Edelhof oder Grenzhof, zum Fronhof bis zum 9. Jahrhundert, zum Oberhof der Billi-fation — officium — bis 1231 zum Amtshof gestan-den hat, auf einer Anhöhe oberhalb der

Seligenwörder Kellerteiche.

Hier auch ist die

Große Wegscheide

mit einer Reihe von Wegen aus allen Himmelsrich-tungen. Hieraus ist schon auf die einstige Bedeutung und die zentrale Lage des alten Oberhofes zu schließen.

Der Heerweg

in Richtung Schwarzenmoor beweist gleichfalls die Wichtigkeit der Lage des Hofes.

Der Saure Ort (= lumpiger Ort)

ist vor den Kellerteichen.

Die Kohlflöcher

dieselbst deuten auf das Suchen nach Braunkohle zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hin. Beim Durch-sich der Autobahn an dieser Stelle kurz vor dem zwei-ten Weltkrieg konnte man stärkere aber unrentable Kohlenflöche beobachten.

Der Schwaghof

(Sovevedeshufun oder Schwabediffen) wird erstmalig 1333 in einem Verzeichnis der zum Amt Seligenwör-den gehörigen lehntrübrigen Höfe erwähnt. Diese 120 Hektar große Enklave von Wäldern wurde 1939 in die Stadt Bad Salzuflen eingemeindet. 1928 kam die Do-mäne Schwaghof durch Austausch gegen das Gut Hel-linghausen in den Besitz des lippischen Staates, um für Zwecke des Staatsbades Salzuflen nutzbar gemacht zu werden. Die große moderne Gartenwirtschaft ist heute als Ausflugsziel weit und breit bekannt.

Die Helle

beim Schwaghof ist abzuleiten von hel = Abhang oder ansteigende Fläche.

Im Dahlenbrink zwischen dem

Fortishaus,

einem gleichfalls modern ausgebauten städtischen Gar-tenlokal an der Flachsheide, und dem

Sängerteich

(früher Goldfischteich), dessen Säger vermutlich die Frösche sind, ist

der Triftweg,

früher mit seiner waldbreien Umgebung von beson-derer Bedeutung für die Bucheckernmast der Schweine des Ackerstädtchens. Hier gab es durch die Jahrhun-derte hindurch dauernd Streit mit den Besitzern des Schwaghofes. Der Triftweg ist heute eine der schönsten Waldpromenaden in leider sehr gelichtetem Buchen-bestand.

Im der Nähe ist

die Bergratsquelle,

die jetzt fast vollständig versiegt ist oder aber unter-irdisch abfließt.

Am

Trüben Teich

vorbei liegt linker Hand

der Dom

mit seinen Domsäulen gleichenden mächtigen alten Eichen.

An der

Rose

vorbei, dem Schnittpunkt vier strahlenförmig zusam-menlaufender Waldwege aus allen Himmelsrichtun-gen auf eine der „Lippischen Rose“ ähnlichen uralten Eiche zu, gelangen wir zur

Fegers Eiche,

die einem im 30jährigen Kriege hochverdienenden Bür-germeister Feger gewidmet ist und schon zum dritten-mal neu gepflanzt wurde.

Von der lüfterstraße zum Triftweg führt der

Milchweg

(melkweg, melkstraße = Milchstraße), wo vermutlich die Milch von der Weide abgeholt wurde.

Auf Deters Kamp

hieß die Wellenfeld- und Mollteistraße.

Das Wellenfeld,

von ndd. welle für Quelle, hd. wellen, aufquellen, heißt quelliger Grund.

liegt auch
Im oberen Wellenfeld
der Uhlenkamp.
Vorn Berge
bezeichnete die Lage vor dem Obernberge.
Die große Heide
ist das Gebiet von der heutigen Volkhausenstraße (Kuhstraße) bis hinauf zur Schutzhütte auf dem Obernberge.

Die Füllkuhle
mit dem
Füllerschäuschen (= Abdeckerei)
befand sich ebenfalls am Obernberge. Schon im 16. Jahrhundert bestand in Uflen eine Abdeckerei (Brasenmeisterei), die sich außer über Uflen selbst noch über die Bezirke Derlinghausen und Schötmars erstreckte. Interessant ist, daß von dieser dem Stadtrichter und den ersten Mitgliedern des Rates leberne Hand-
schuhe zustanden.

Vor dem Herforder Tore (innerhalb der Stadtmauer) ist

der Schützenwall (außerhalb der Stadtmauer).
Die etwas erhöht liegende Strundsche Befestigung diente jahrhundertlang als Sammelplatz der Ufler Schützen. Ein in der Mauer angebrachter Stein trägt noch heute die Inschrift „Der Schützen Wal. No 1567“.

Der Hellweg
(= offener breiter Weg über Höhen) in der Nähe des Friedhofes der ev. Kirchengemeinden an der Herforder Straße, dürfte eine der ältesten Straßennamen sein.

Der Pferdekamp
war an der jetzigen Kampstraße.
Entlang der Werler Straße bis zum Bahnübergang ist

In der Moorkuhle.
Nördlich davon heißt

Auf der Klus (= Klus = Klause).
Diese Bezeichnung weist darauf hin, daß hier einmal eine Klause gestanden hat, womit man die Wohnung eines Einsiedlers, ein einzelnes Haus bezeichnete.

Oden der Hurlkuhle
(hurtle = niedertauern, sich verlaufen) ist in der Ecke zwischen Herforder und Werler Straße.

Zwischen Werler Straße und Bega ist der Kaltbrinkstempel (in der Nähe des Bahnhofes).
Man könnte annehmen, daß sich auch auf diesem Kamp eine Ritterschloß befunden hat. Ich vermute aber, daß die Bezeichnung von roten kommt, wo der vorhandene gewesene Wald oder Busch gerodet (gerodet?) wurde. Oder ist diese vom Ruten des Flaches an der Werre entstanden?
In der Nähe ist

Müllers Kamp
Vielleicht befand sich hier einmal eine Wassermühle. Wahrscheinlicher aber ist eine Ableitung von dem Personennamen Müller.

Am Elektrizitätswerk Werl an der Werre ist
In den Kämpfen
Am Fiskerskamp
zwischen Bundesbahn und der Straße nach Herford finden wir einen

Siechenkamp.
Die Entstehung der Flurbezeichnung Siechenkamp ist nicht geklärt. Vielleicht hat auch hier außerhalb der Ortschaften einmal ein Siechenhaus gestanden. Fiskers-
kamp wird vom Personennamen Fisker kommen. Oder haben hier die Werresfischer gewohnt?
Westlich des Fiskerskamp ist

Hinter dem Birnbaum,
eine Bezeichnung, wie an anderer Stelle, „Unter einem Buchen“, „Hinter der Linde“ u. a., die ohne besondere Bedeutung sind.

Abzweigend von der Straße nach Herford führt ein Weg,

genannt, zum
Am Hellweg
Alten Teichstempel.
Unter dem alten Teiche
ist lediglich der alte Teich als Gegenfah zum neuen Teich zu verstehen.

Der Zieglerweg (Ziegelstraße)
führt zu den Ziegeln
in der Mäsch (= Sumpfland)
zwischen Bundesbahn und Werre.

Hier ist auch
Am Bölings Kamp (auch Basings Kamp)
Die Bedeutung ist unklar.

Am Gröhlweg (= Grüstweg),
auch oberer Gröhlweg genannt, befindet sich ein großer Grabfeld aus dem 7. bis 8. Jahrhundert vorchristlicher Zeit. Er führt zur

Uhlenbreite.
einem jetzt fast reiflos abgeholzten Waldstreifen an der Grenze von Klein-Schwarzenmoor bzw. Herford. Eine Ableitung dieser uralten Bezeichnung von einer mythischen Bedeutung scheint ein Fehlschluß zu sein. Zu oft ist schon ohne stichhaltigen Grund versucht worden, ähnlich klingenden Bezeichnungen eine besondere mythologische Bedeutung beizulegen. Uhlenbreite heißt vermutlich nichts anderes als Elfenbreite. Die plattdeutsche Bezeichnung Elfen = Alts. Möglicherweise ist es auch auf älfte, älfte, ölfte, döelfte, Älfte, Älfte = die Dohle, zurückzuführen.

Der untere Gröhlweg heißt heute
Elfenbrederweg.
Vor der Elfenbreite
dürfte durch falsche Schreibweise entstanden sein.

Bevor wir auf dem Elfenbrederweg zum Grenzgraben gegen Preußen

zum
Graben im Riepenort (nach der Befestigung so genannt) und

Auf dem Jonas (Bedeutung unbekannt),
vor der Grenze, wo jetzt die Stadttrandfiedlung ist, gelangen, kommen wir zu einem der interessantesten Teile der westlichen Feldmark.

Hier nämlich dürfte das frühere Roderusen (Ritterusen) zu suchen sein. Nahe der Straße nach Herford ist

Auf'm Raststaken

und
Hinter dem Raststaken.
Hier befand sich zweifellos ein „Rast“, auf das die Verbrecher geflochten und dann hingerichtet wurden. In unmittelbarer Nähe muß also eine Ortschaft gewesen sein. Und da finden wir in nördlicher Richtung den

Brunnenplatz.
Das Wichtigste einer Siedlung war zweifellos der Brunnen, der meist den Mittelpunkt bildete. Gerade zur Zeit des Ritterwesens fand man, wo keine ergiebigen natürlichen Quellen vorhanden waren, auf den Rittersitzen Brunnen mit einer oft erstaunlichen Tiefe. Die Bezeichnung dieses Mittelpunktes hat sich meist viel länger erhalten, als der Name des Ortes selbst. Hier ist auch der

Vagenbusch (Papenbusch).
Pag = Pferd, und der Pferdeplatz im Busch (Sattel- oder Sammelplatz) hatte eine ähnlich wichtige Bedeutung sowohl zur Zeit der Celtritter als auch während der Epoche des Rittersittertumens.

Haben wir so den Brunnenplatz, den Pferdeplatz und die Rittersitze des so oft an anderer Stelle vermuteten Rittersitzen festgestellt, so dürfte auch zu verstehen sein, weshalb Rittersitzen gerade hier an der Grenze und in der Nähe des wichtigen Hellweges gelegen hat.

Nachfolger war der Blomberger Stadtdiener Friedrich Vochting, der aus Freude an der gärtnerischen Arbeit den Burggarten zu einer Gärtnerei ausbaute. Sein Sohn Hermann mußte nach dem Besuch der Blomberger Ritterschule im Fürstlichen Palais zu Detmold den Gärtnerberuf erlernen. Aber schon bald erkannte der Vater, daß sein Sohn eine hohe Begabung hatte. Nachdem er in größeren Städten tätig war, wurde er von einem Berliner Privatlehrer für die Botanik gewonnen, später führte ihn der Weg an mehrere Universitäten des In- und Auslandes. Es ist ein hoher Aufstieg, den er erlebte, vom ordentlichen Professor an der württembergischen Universität bis zur Würde des Ehrendoktors dreier Universitäten, und schließlich bis zur Verleihung des Adelstitels. In

Tübingen ist er im Jahre 1917 gestorben und auch dort zur letzten Ruhe gebettet. Als einer der größten Söhne Blombergs ging er in die Stadtgeschichte ein, geehrt durch eine Straße seiner Vaterstadt, die seit einigen Jahren den Namen „von Vochting-Straße“ trägt.

Im Jahre 1875 ging die Nelkenzücherei in die Hände von Carl Gronemann über. Er hat es verstanden, der Nelkenzüchtung in Blomberg einen solchen Auftrieb zu geben, daß sie weit über Deutschlands Grenzen bekannt wurde. Während er den Betrieb mit 75 Nelkenforten übernahm, konnte er ihn bis 1914 auf 1700 Exemplare erhöhen. Bis zu 8000 in mehreren Sprachen in Blomberg hergestellten Kataloge gingen in alle Länder der Welt mit Angeboten vieler Samenforten. So hatte Nelkenzüchter Carl Gronemann bald auch den Auslandsmarkt gewonnen. Vor nunmehr 70 Jahren, im Sommer 1884, wurde ihm der Titel eines Hoflieferanten der Fürsten zur Lippe verliehen, die selbst oft Gäste des unermüdbaren Blumenzüchters waren. Viele Auszeichnungen trug bereits damals sein Werk. Tausende von Nelkenfreunden besuchten alljährlich den Nelkengarten und somit die Nelkenstadt selbst. Ihre höchste Blüte erlebte seine Arbeit in den letzten Jahren kurz vor dem ersten Weltkriege allsommerlich in den Monaten Juli und August. Zur Blüte kamen dann jeweils 5000 Pflanzen in Töpfen zur Samengewinnung und etwa 15000 Pflanzen im freien Lande. Im ganzen blühten also alljährlich 20000 Pflanzen.

Erster Weltkrieg und Nachkriegszeit brachten auch hier gewaltigen Niedergang; trotzdem versuchte der greise Herr das Geschäft wieder in eifriger Arbeit aufzubauen. Jedoch am 10. Dezember 1933 rief ihn der Tod mitten aus dem Schaffen. Einen Sohn als Nachfolger hatte er nicht. Aber mehrere moderne Gärtner-
reien Blombergs sorgen in unseren Tagen dafür, daß dem Namen „Nelkenstadt“ alle Ehre bleibt.

„O Blomberg, nie und nimmer
Verblühe, Blumenstadt,
Dir strahlt im gold'nen Schimmer
Die Sonne früh und spät.
Und wenn ein Wölkchen grauet,
So mög' es nur gesch'hen,
Daß neuer Segen tauet,
Auf deinen duft'gen Höf'n!“

W. M.

Freiligraths Geburtshaus

An einem Hause in der Wehmstraße erinnert eine Tafel „Freiligraths Geburtshaus“ an den großen Dichter. War dies Haus wirklich das Geburtshaus Ferdinand Freiligraths? Es sollen hier keine tiefgründigen literarisch-historischen oder sozialgeschichtlichen Untersuchungen über diese Frage angestellt werden. Das ist Sache der durch Amt und Meinung dazu Berufenen. Nein, ich will hier nur erzählen, was meine Mutter darüber berichtete. Als Freiligrath nach dem siebzehnjährigen Kriege die Heimatstadt besuchte und in einem von vier Pferden gezogenen Wagen – auf jedem Pferd saß ein Schladtermeister in Berufsleidung – seinen feierlichen Einzug hielt, damals soll der Dichter das Haus in der Wehmstraße als sein Geburtshaus bezeichnet haben. „Hier irt Freiligrath“, hat damals meine Großmutter zu meiner Mutter gesagt. „Freiligrath und ich waren Nachbarskinder, wir haben miteinander gespielt, wenn gleich ich einige Jahre älter war.“

Durch meinen Vorfahren in Freiligrathshaus weiß ich es genau, Ferdinand ist nicht in der Wehmstraße, sondern in dem neben dem Gasthaus „Zur Börse“ weit in die Bruchstraße vorspringenden Hause geboren. Freiligrath selbst mußte dies nicht mehr, denn er war nur wenige Wochen alt, als seine Eltern in die Wehmstraße umzogen.“ Soweit meine Großmutter. Was auch immer dagegen gesagt wurde, sie blieb bei ihrer Behauptung. Außer meiner Großmutter saßen noch andere Zeitgenossen Freiligraths der gleichen Ansicht gewesen zu sein, denn ich selbst erinnere mich als Knabe in einem alten Jahrgang „Daheim“ (oder war es die „Gartenlaube“?) das von meiner Großmutter bezeichnete Haus als „Freiligraths Geburtshaus“ abgebildet gesehen zu haben. Irrte Freiligrath? Irrte meine Großmutter? Eine genaue Antwort wird sich heute kaum noch geben lassen. Die Frage ist auch nicht so bedeutend, darüber ein Streitgespräch zu führen, nur so am Rande, gewissermaßen als Fußnote sei sie hier vermerkt.

Rudolf Brandes.

Der Blomberger Nelkenzüchter Gronemann

Menschen, denen die „Nelkenstadt“ ihren Namen verdankt

Seit altersher die „Bleome“ im Kranz der lippischen Städte, ist doch der heute so klingende Beinamen „Nelkenstadt“ Blomberg erst in den letzten 150 Jahren in Erscheinung getreten. Vielen Bewohnern des Blomberger Beckens unbekannt, nennt uns die Geschichte als den eigentlichen Gründer der Nelkenzüchtung den vor 190 Jahren geborenen späteren Bielefelder Land-
drost, Freiherr und Reg.-Rat v. Ulmenstein. Er legte in dem zu einem Garten hergestellten Burghofe eine kleine Nelkenzüchtung an. Leider hat man ihn nach seinem Tode im August 1840 allmählich vergessen und hernach nie mehr genannt. Sein vermutliches Grab und auch das seiner Frau – wovon noch jetzt zwei Grabsteine finden – befinden sich in einem Hügel unterhalb der Burg in der Meiereiwiese.

Nachfolger war der Blomberger Stadtdiener Friedrich Vochting, der aus Freude an der gärtnerischen Arbeit den Burggarten zu einer Gärtnerei ausbaute. Sein Sohn Hermann mußte nach dem Besuch der Blomberger Ritterschule im Fürstlichen Palais zu Detmold den Gärtnerberuf erlernen. Aber schon bald erkannte der Vater, daß sein Sohn eine hohe Begabung hatte. Nachdem er in größeren Städten tätig war, wurde er von einem Berliner Privatlehrer für die Botanik gewonnen, später führte ihn der Weg an mehrere Universitäten des In- und Auslandes. Es ist ein hoher Aufstieg, den er erlebte, vom ordentlichen Professor an der württembergischen Universität bis zur Würde des Ehrendoktors dreier Universitäten, und schließlich bis zur Verleihung des Adelstitels. In

Erinnerungen an Fürstin Pauline

Tatkraftige Förderin der Anpflanzung von Hecken in Lippe

Nur langsam setzt sich bei unserem Volk die Erkenntnis durch, daß man die lebenden Hecken, anstatt sie zu vernichten — wie es leider immer noch geschieht —, erhalten und pflegen, ja, daß man zum Schutze der durch Windverwehungen bedrohten Ackerfrüchte Hecken anpflanzen sollte. Notwendig sind die Hecken auch zum Schutze und zur Erhaltung der einheimischen, für die Schädlingsverteilung unentbehrlichen Vogelwelt.

Es sind Nützlichkeitserwägungen, die hier für die Pflege der Hecken sprechen. Daß darüber hinaus das Bild der Landschaft wesentlich durch Hecken bereichert und verschönt wird, versteht sich von selbst, pflegt aber bei dem Landmann wenig Eindruck zu machen. Vor hundertfünfzig Jahren dagegen bestimmte gerade dieser Schönheits-Gefichtspunkt den lippschen Landtag zu einer Verordnung, welche die Fürstin Pauline wie folgt bekannt gab:

„Lebendige Hecken haben in mancher Rücksicht einen großen Vorzug vor toten oder trockenen Zäunen, Planken und Riegelwerken. Nicht nur wird dadurch viel Holz gespart, sondern sie sind auch dauerhafter, geben eine feste Befriedigung, und gereichen selbst den Gärten und Feldern zur Zierde, wenn sie von schädlichen Holzarten und auf

gehörige Weise gepflanzt und gezogen werden. Solche Hecken sind aber im Lande nur noch selten zu sehen, und deswegen ist, zu ihrer Anziehung durch angemessene Prämien aufzumuntern, auf letztem Landtage für gut befunden.

Es wird daher eine Prämie von 10 Reichsthalern aus der Landkasse jedem der 10 contributionspflichtigen Unterthanen auf dem Lande zugesagt, die zuerst, statt der Zäune, Planken und Riegelwerke, die besten und meisten lebendigen von, wie im benachbarten Ravensbergischen, kreuzweise gepflanzten Hainbuchen oder Weißdornen, oder von beidem vermischt, wenigstens 50 Ruthen (150—200 m) lang, an solchen Orten, wo Befriedigungen der Grundstücke nötig, und Hecken nach den Landesverordnungen zulässig sind, anlegen, bis ins dritte Jahr und darüber fortbringen, und das durch amtliche Alteste bescheinigen.

Dieses soll, damit es zu jedermanns Wissenschaft kommt, gedruckt an den gewöhnlichen öffentlichen Orten angeschlagen, auch dem Intell. Blatt eingerückt werden.

Gegeben Detmold den 10. Januar 1804.

Paulina.

Dr. R. M.

Kleine Geschichten aus dem alten Detmold

Vom fürstlichen Tierfreund und von Originalen der ehemaligen Residenz

Der durchlauchtigste Köter

„Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere“, sagte einmal Fürst Leopold III. zur Lippe und hängte sein Herz an Hirsche, Rehe — und Hunde. Ja, an die besonders. Machte der Fürst einmal einen Spaziergang — und er tat es oft und gern — so war seine durchlauchtigste Person nicht von Kammerherren, Adjutanten, Dienern oder sonstigen bei regierenden Herren üblichen Personen begleitet, sondern von einem halben Dutzend munter umherpringender Dackel. Es ist gewiß ein schöner, menschlicher Zug des hohen Herrn, diese Liebe zu den Tieren. Er machte dabei nur einen Fehler: er setzte diese Liebe ohne weiteres bei jedem seiner Unterthanen voraus. Auch ein Fürst kann irren. Nicht alle Menschen — leider — haben eine so innige Einstellung zum Tier im allgemeinen und zu Dackeln im besonderen. Das übernahm seine hochfürstliche Durchlaucht als er zu einer Mahnahme griff, die nicht überall bei den Betroffenen reine Freude auslöste. Andere Fürsten verleihen für wirkliche oder vermeintliche Verdienste Orden, Fürst Leopold verlieh — Hunde. Nein, er verlieh sie nicht, er verschenkte sie.

Für keinen seiner Beamten oder sonstigen vom Fürst und Land verdienten Personen war es daher ohne Gefahr, seinem Fürsten zu begegnen, sofern er kein Tierliebhaber war. Wer wäre in jenen Tagen so unhöflich gewesen, seinem regierenden Herrn, wenn er von höchstemselben in ein Gespräch gezogen wäre, nicht einige freundliche Worte über seine vierbeinigen Begleiter zu sagen und nicht lebhaftes Interesse dafür zu zeigen! Gefahr dies aber, so war dem Betroffenen ein Hund sicher. Auch mein Großvater — viele Leser werden sich des alten Geheimen Kammersekretärs Gehroldt noch erinnern — wurde auf diese Weise unfreiwilliger Hundebesitzer.

Meine Mutter hat mir diese Geschichte oft erzählt. Geht sie da, ein kleines Mädchen, mit ihrem Vater durch die Allee, um in Lopsborn Verwandte zu besuchen. Da begegnet ihnen der Fürst mit seiner Hundebegleitung, vier braunen, langhaarigen Dackeln. Rechts standen Willen, links floß der Kanal. Eine Ausweichmöglichkeit gab es nicht. Schon war der Fürst heran und verwirkelte meinen Großvater in ein längeres Gespräch. Welches Kind wird nicht gern mit Händen spielen? So war es denn auch nur zu natürlich, daß sich Großvaters Töchterlein während der Unterhaltung der beiden Herren eingehend und liebevoll mit den Dackeln beschäftigte.

Lächelnd sah es der Fürst. „Nun, Kleine, gefallen sie dir?“ fragte er. Strahlend blickt ihn das Kind an. „Ach, die sind ja so nützlich.“ „Wöchtest du wohl auch so einen Hund haben?“ Ehrlicher und aufrichtiger wird wohl keiner seiner erwachsenen Unterthanen diese Frage des Fürsten bejaht haben. Höflich verabschiedet der hohe Herr meinen Großvater. Während der Fürst die Allee hinuntergeht, sehen die beiden anderen ihren Weg nach Lopsborn fort. „Da hast du was schönes angerichtet“, sagt mein Großvater, schlimmer Ahnungsvoll.

Die Ahnungen trugen ihn nicht. Als die zwei Wanderer am Abend in ihr Heim zurückkehrten, wurden sie mit freudigem Hundegebell begrüßt. „Flora“ hieß das

Zeichen fürstlicher Huld und war seelen durch einen Bedienten des Schlosses mit einem freundlichen Gruß seiner Durchlaucht überbracht. Meine Mutter und ihre Geschwister waren fest. Mein Großvater weniger. Nicht, daß er ein Hundefeind gewesen wäre, aber die zahlreiche Kinderchar machte ihm gerade genug zu schaffen. Etwas ärgerlich setzte er sich zum Abendbrot. Angstvoll blickten die Augen der Kinder auf den Herrn des Hauses. Werden wir ihn behalten dürfen? Zärtlich streicheln viele Hände Floras weiches Fell. Der Vater wirft, während er ist, hin und wieder einen Blick auf die Gruppe. Sein ärgerliches Gesicht entspannt sich. Er lächelt. Nun schneidet er ein Stück Butter ab und reicht es den Kindern. „Da“, sagt er in seiner ruhigen, kantigen Art, „gebt es dem durchlauchtigsten Köter. Behalten müssen wir ihn ja nun doch.“ Viele Jahre, bis zu ihrem Tode, ist Flora im Hause geblieben. Sie sind gute Freunde geworden, Großvater und „der durchlauchtigste Köter“.

Onkel Fritz

Bei Onkel Fritz Priester (heute Café Braune) trafen sie sich damals alle, der „dicke Nere“ — der ob

feines Gewichtes von sich selber sagte, er sei zwar nicht der Schwerpunkt der ganzen Bürgererschaft, wohl aber der schwerste Bürgerpunkt —, Kapellmeister Kiel — auf dessen Tod der Dichter Ludwig Allenbernd eines seiner schönsten Gedichte schrieb — und all die anderen, die als Originale, Sonderlinge und Käuze in die Detmolder Stadtgeschichte eingegangen sind. Sie trafen sich nicht umsonst bei Fritz Priester, denn er war selber Fleisch von ihrem Fleisch, stieg bis in sein hohes Alter hinein voller tollkühner Streiche und hatte, wie sie, ein goldenes Herz.

Konditor Priester war ein Onkel meiner Mutter, und sie hat mir von manchem Streich berichtet, den er ihr und ihren Geschwistern gespielt hat.

Ein besonderes Vergnügen war es für Nichten und Nichten, die „Krömmelkiste“ zu plündern, eine Schublade, in der zerbrochenes Badwerk gesammelt wurde. Onkel Fritz hatte ihnen gestattet, sich daran satt zu essen nach Herzenslust und den Rest mit nach Hause zu nehmen. — Eines Tages waren meine Mutter und ihre Schwester wieder Gäste der „Krömmelkiste“. So sehr sie auch aßen, es war zu viel Zuckerzeug zerbrochen an diesem Tag. „Dann nehmt es mit“, sagte Onkel Fritz. Er möge ihnen eine Tüte geben, baten die Mädchen. „Ach was Tüte“, brummte Onkel Fritz, „das geht viel einfacher.“ Und ehe die Kinder die Abicht des Onkels erkannt hatten, nahm er die ganze „Krömmelkiste“ und schüttete ihren süßen Inhalt meiner Mutter am Nacken in die Bluse.

Zum Geburtstag hatte sich meine Mutter von Onkel Fritz eine echte Sandtorte gewünscht. Sandtorte und Schaumtörtchen waren damals vielgerühmte Spezialitäten der Konditorien Priester, letztere auch noch die des Nachfolgers Geißler. Buntlich brachte der Lehrling die gewünschte Torte. Sie war ein Wunderwerk der Zuckerbäckerkunst, hatte einen lederen Guß und war mit prächtigen bunten Rosen aus Marzipan garniert. Erwartungsvoll schnitt man die Torte an. Onkel Fritz, der Till Eulenspiegel der Residenz, hatte den Wunsch seiner Kinder wortwörtlich erfüllt. Es war eine Sandtorte, echte Sandtorte aus Schönm, gelbem Sennepfand. Am Nachmittag kam er dann selbst und brachte eine andere Sandtorte, die war nicht so „echt“, aber dafür schmeckte sie besser.

Als Onkel Fritz alt und kränklich wurde, hörte es ihn, wenn die Gäste in der späten Nachtstunde — Polizeitunden kannte man noch nicht — keine Anstalten machten, nach Hause zu gehen. Mündliche Ermahnungen fruchteten wenig. So brachte Fritz Priester denn ein Schild mitten in seinem Lokal an mit dem schönen Vers:

Sintemal und alldweil
vieles Kneipen ist ein Greul,
wird um zwölf Uhr in der Nacht
dieses Kneipe zugemacht.

Das Schild hat ihn noch lange überdauert, den guten Onkel Fritz; ich habe es selbst noch hängen sehen.

Die Pfahlbauer in Gottes freier Natur

Heimatkundliche Plauderei vom alten Tierfreund Gustav Wolff

Hier soll nicht die Rede sein von den Menschen, die vor Jahrtausenden auch in Deutschland lebten und ihre Wohnstätten auf Pfählen über dem Wasser errichteten. Diese Art Pfahlbauer findet bei uns längst ausgestorben. Doch haben wir an unsern Gewässern noch verschiedene Vogelarten, die man mit Recht als Pfahlbauer bezeichnen kann. Es sind die Rohrfänger. Vögel von der Größe einer Grasmücke bis zu der des Stares, die ihr Nest an oder über dem Wasser an Pfählen (Pflanzenstengeln) befestigen bzw. an Pflanzenstengeln aufhängen.

Dürre Halmchen, Blättchen, Fasern, Federn, Pflanzenwolke, Haare werden von drei bis vier Stengel (Rohrhalme) geschnitten, mit diesen fest verbunden und zu einem Raps geformt, der dann einem Korbe ähnlich zwischen den Stengeln hängt. Das bei den einzelnen Arten mehr oder weniger tiefnagige Bauwerk, am oberen Rande oft verengt, gehört zu den eigenartigen Nestern heimischer Vögel. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Vögel von Menschen, oder umgekehrt Menschen von Vögeln diese Bauart erlernt haben. Natürlich ist eine solche Frage müßig. Da aber die Vögel länger die Erde bewohnen als die Menschen, dürfte der Mensch den Vögeln die Bauweise abgesehen haben. Unser an größeren stehenden und fliehenden, mit Rohr und Schilf bewachsenen Gewässern armes Land beherbergt nur wenig Arten, und diese auch nur in verhältnismäßig wenig Exemplaren. Unsere Rohrfänger treffen wir vor allem am Nordteich.

Die Rohrdrossel, ein Vogel von der Größe des Stares, ist heute wohl nur noch am Nordteich heimisch und dort in ein bis drei Paaren vertreten. Häufiger ist der Teichrohrfänger, im Wesen und Gesang der bedeutend größeren Rohrdrossel ähnelnd. Beide Vögel sind ans Wasser gebunden, und ihr tiefnagiges Nest hängt an Rohrstengeln in der Regel über dem Wasser, doch sind in der Neuzeit vom Teichrohrfänger auch Nester über trockenem Boden, nicht weit vom Wasser, gefunden. Der Gesang beider Rohrfänger, ein ständig wiederholtes „tarre tarre tict tict“, ist bei der Rohrdrossel besonders laut und tieflegend.

Sumpfs- und Schilfrohrfänger, recht talentvolle, fleißige Sänger, ursprünglich sicherlich als Pfahlbauer am Wasser heimisch, haben vielfach ihre alten Lebensräume verlassen. Während jedoch der Schilfrohrfänger die Nähe des Wassers liebt und sein Nest meistens dicht über dem Boden zwischen Sumpfs- und Wasserpflanzen, Seggen und Binsen errichtet und durchaus nicht immer an Stengeln befestigt, ist der Sumpfrohrfänger vielfach in die Getreide-, Rüben- und Kapsfelder abgewandert. Sein weniger tiefnagiges und mehr lockeres Nest hängt sowohl an Rohrstengeln, Brennnesseln, Rohr- und Haferhalmen, wie an Himbeer- und Weidenruten. Der weitverbreitete Vogel ist ein vorzüglicher Nachtflieger.

Wer gegen Ende Mai oder im Juni bei sonnig heiterem und möglichst windstilletem Wetter zum Nordteich wandert, hat vielleicht das Glück, alle vier Pfahlbauer hier zu hören. —

Uralte Feste Falkenburg bei Berlebeck

In verschiedenen Jahrhunderten Residenz der Landesherren

Der Lippische Heimatbund will, um den gänzlichen Verfall der Bergfried- und Mauerreste zu verhüten, Wiederherstellungsarbeiten ausführen lassen.

Umtraucht von hohen Buchen stand jahrhundertlang auf dem 369 m hohen Falkenberg über Berlebeck die wahrscheinlich älteste Burg im lippischen Lande, die stolze Feste Falkenburg. Doch ihre Mauern sind längst zerfallen, Winde und Wolken ziehen darüber hin. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden auf der Falkenburg umfangreiche Nachgrabungen vorgenommen, wobei ein großer Teil der Grundmauern und des Bergfriedes bloßgelegt wurden, so daß der ganze Grundriß der Burganlage deutlich zu erkennen ist. Unser Bild von damals zeigt Mauerreste und den Stumpf des Bergfriedes; seine Mauern sind mehr als ein Meter dick, der innere Durchmesser ist 3 1/2 Meter.

Die Falkenburg wurde um 1194 von Bernhard II. und seinem Sohne Hermann erbaut, diente in verschiedenen Jahrhunderten als Residenz der Landesherren, scheint aber seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr bewohnt worden zu sein. Da die Burg an der Straße von Detmold nach Paderborn lag, sah der Bischof von Paderborn ihre Entstehung nicht gern, er befürchtete die Sperrung des Weges. Er gab sich erst zu friedeln, als der Erbauer sich verpflichtete, daß durch die Feste dem Stifte Paderborn keinerlei Gefahr drohen solle. Zu einer gewissen Berühmtheit gelangte die Falkenburg zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Vom Herbst 1404 bis in den Sommer 1405 hielt der Edelherr Simon III. hier den Herzog Heinrich von Braunschweig in Haft, den sein Sohn Bernhard im Treffen am Ohrberge bei Hameln besiegt und gefangen genommen hatte. Im Jahre 1447 wurde die Burg von den Böhmen angegriffen, widerstand ihnen aber, 1453 durch einen Brand eingestürzt und 1460 wieder aufgebaut. Sie wurde nun mehrere Jahrzehnte hindurch verpfändet; dann verfiel sie allmählich, wie schon erwähnt.

Graf Simon VI. wollte um 1582 seinen Wohnsitz auf der Falkenburg nehmen. Aus diesem Jahre liegt ein Bauvertragsentwurf mit dem Steinhauermeister Hermann Wulf in Vengo vor. Danach sollte letzterer „auf dem Falkenberge ein Mauerwerk oder Stapel errichten, mit zwei steinernen Hausgiebeln, zwei Stodwerk hoch, mit zwei Schornsteinen, deren jeder vier Feuer haben muß, und mit einem Windelsteine (steinerner Wendeltreppe) der Höhe bis in das Dach, das ganze Haus 90 Fuß lang und 33 Fuß breit, die Mauern 4 Fuß dick, wie das der Abriß ausweise“. Wulf sollte dafür 700 Thaler erhalten, auch sollte ihm der Kalk und das Strohholz geliefert werden. Dieser Bau kam aber nicht zustande. Simon soll die Absicht gehabt haben, sich auf der Falkenburg zur Ruhe zu setzen und die Regierung an den damals einzigen männlichen Sprossen einer Nebenlinie des lippischen Hauses abzutreten. Er kam aber von den Nachfolgern und Bauplänen wieder ab, als er nach dem Tode seiner ersten kinderlosen Gemahlin wiederheiratete und

selbst Kinder hatte. Der Neubau unterblieb; von der alten Burg sind nur die Grundmauern geblieben und der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf dem Kolonate Falkemeier, einem früheren Vorwerk der Burg, gefundene gewaltige Burgschlüssel, der sich im Landesarchiv befindet.

Auf dem Falkenberg befand sich im Mittelalter auch einer der fünf lippischen Freigerichte. Der Freisitz zum Falkenberge ist zweifellos ebenso alt, wie die übrigen in Lippe, die schon 1307 erwähnt werden, während der Falkenberger zum ersten Male im Jahre 1410 gelegentlich einer Verpfändung der Falkenburg erwähnt wird, sicher aber viel älter ist. Im Jahre 1601 hat der Freigraf den verfallenen Stuhl wieder instand gesetzt und bis Mitte des 17. Jahrhunderts wurde dort Gericht gehalten. Zuletzt scheint der Krug zu Berlebeck der ständige Schauplatz des Gerichts gewesen zu sein. Zu dem Sprengel des Falkenberger Freisitzes gehörte die Vogtei Falkenberg, das Amt Horn, und bis zu ihrem Verkauf die Städte Detmold und Horn.

Das bekannte Lied vom Herrn von Falkenstein war nach einer Mitteilung vom Jahre 1841 im „Lippischen Magazin“ damals noch wenigstens bruchstückweise im Munde der umwohnenden Berlebecker erhalten gewesen. Es ist jedoch sehr zweifelhaft, daß das Lied ein auf unsere Falkenburg sich beziehendes Volkslied ist; denn durch Umland kennen wir zwei andere, denselben Stoff in fast ganz gleichen Versen behandelnde Lieder, von denen das eine sich auf die Burg Falkenstein im Hessischen, das andere sich auf eine solche in Württemberg bezieht. Das Lied reißt immer von dem „Falkenstein“, während unsere Burg stets die „Falkenburg“ oder der „Falkenberg“ geheißen hat. Übrigens hat auch kein Geringerer als Goethe sich mit dem Lied vom Herrn von Falkenstein beschäftigt. Die Straßburger Universitätsbibliothek besitzt eine berühmte Goetheschrift, handgeschriebene Liedertexte, die Goethe als Straßburger Student auf Veranlassung von Herder im Elsaß sammelte; darunter befindet sich auch das erwähnte Lied, ein Beweis, daß es auch im Elsaß zur damaligen Zeit bekannt war. Es ist also anzunehmen, daß man eines dieser Lieder auf unsere Falkenburg, auf die es seinem Inhalt nach auch passen konnte, einfach „übernommen“ hat. Vielleicht aber auch umgekehrt.

Aus neuerer Zeit gibt es ein sehr schönes Gemälde von der Feste Falkenburg, wie sie „wahrscheinlich früher“ gewesen sein könnte, mit Türmen und wehrhaften Mauern. Da sieht man eine mächtige Burg mit trutzigem Bergfried und Tor und Giebeln, viel zu schön um wahr zu sein. Die jetzt beabsichtigten Arbeiten an den Mauerresten — Steinmaterial vom alten Burgbau liegt genug umher — werden die alte Feste nicht wieder entstehen lassen, sie sind jedoch ein dankenswertes Vorhaben. Der Wanderer, der zur einst befestigten Bergeshöhe kommt, wird beim Anblick der verbliebenen Trümmer — noch kann man Vorburg, Hauptburg, Bergfried und Mauerwerk gut erkennen — doch in den Bann jener Zeiten gezogen.

Dicht dahinter folgt zu Pferde General Miollis, dem Napoleon den Oberbefehl der gegen den Papst eingeleiteten Truppen übertragen hat. Es folgt weiter ein glänzender Stab hoher Offiziere. Von den Prinzen und Marschällen hat sich der Kaiser bereits im Hof des Schlosses verabschiedet; sie kehren auf ihre Kommandos zurück, nach Deutschland, Österreich, Holland und wo immer in Europa französische Truppen stehen.

Eine weitere Abteilung Garde bildet den Schluß.

Run ist der Zug in dem leichten Nebel, der in den Straßen liegt, verschwunden. Das Rollen der Räder und das Getrappel der Pferde verfliegen.

Da fährt er hin, denkt Pauline, da fährt das Schicksal Europas. Ein einzelner Mensch das Schicksal eines Erdteils! Soll sie seinem Unternehmen Erfolg wünschen? Sie ist seine Verbündete. Aber dennoch... Nie hat sie das Trennende zwischen sich, der Deutschen, und dem Kaiser der Franzosen so stark gefühlt wie in dieser Stunde. Trotz Preußen, trotz allem, was Preußen ihr angetan hat und vielleicht noch antun wird.

Langsam wendet sich die Fürstin zu ihren Herren, die hinter ihr stehen. „So zieht er ins Ungewisse“, spinnst sie ihre Gedanken laut weiter, „sein Dämon treibt ihn zu neuer Unternehmung. Wird sie die letzte sein? Und wie wird alles einmal enden? Die Schleier der Zukunft schlossen nie so dicht wie heute.“

Jetzt gilt es, unsere Geschäfte hier abzuschließen. Ich selbst werde Baron von Gagnen aufsuchen und hören, welche weiteren Schritte er vorschlägt. Dann werden Sie, Helwing, nach Paris fahren und mit Champagner verhandeln. Nun, da der Kaiser entschieden hat, kann er keine Ausflüchte mehr machen. Auch mit Talleyrand werden Sie reden müssen. Wir sprechen noch im einzelnen darüber.“

Helwing ist nicht gerade erfreut über diese Mission, und man sieht es ihm an. Dennoch sagt er: „Es wird das Beste sein, so zu handeln, wie Sie, Durchlaucht, vorschlagen. Hoffentlich wird auch Herr von Gagnen in Paris sein! Es wäre mir eine Beruhigung, ihn an meiner Seite zu wissen. Immerhin werden die Verhandlungen nun leichter sein, dank Ihres Erfolges beim Kaiser, Durchlaucht. Das lippische Volk wird Ihnen dies niemals vergessen.“

Die Fürstin schüttelt den Kopf. „Lehren Sie mich die Menschen kennen. Helwing! Das lippische Volk wird nie erfahren, wieviel Tränen, wieviel schmerzliche Nächte diese Fahrt zu Napoleon seiner Fürstin gekostet hat. Man wird von rauhenden Feste reden, meine Freundschaft mit der Kaiserin von Frankreich mißdeuten und mich eine Renegatin schelten. Lehren Sie mich die Menschen kennen!“

„Das wird niemand wagen,“ empört sich der Oberleutnant von Campe. „Mit unseren Degen werden wir für die Ehre unserer Fürstin eintreten.“

Der ehrliche Zorn des alten Soldaten rührt und belustigt Pauline zugleich. „Lassen Sie ihren Degen in der Scheide, guter Campe. Die Besserwisser und Splitterrichter ändern Sie damit nicht. Solange ich lebe, werde ich für meine Handlungen selbst einstehen, und nachher mögen Gott und die Geschichte über mich richten.“

Nun aber wollen wir unseren Abschied von Fontainebleau vorbereiten. Was hier im Hotel le Hour dazu notwendig ist, überlasse ich Ihnen, Wippermann. Sie, Campe, reiten wieder voraus, die Nachtquartiere auszumachen. Ich fahre morgen zu Gagnen. Heute nachmittag oder morgen werde ich mich von der Kaiserin verabschieden. Ob noch Visiten bei den übrigen Majestäten und den anderen Herrschaften möglich sind, weiß ich zur Stunde noch nicht. Der Ausbruch des Hofes erfolgt so plötzlich. In wenigen Tagen, denke ich, werden wir unsere Reisewagen zur Heimfahrt richten.“

*) Die Hoffnung der Fürstin, von Fontainebleau direkt heimzukehren zu können, erfüllt sich nicht. Eine Einladung der Kaiserin und der Rat des Barons von Gagnen — ihres politischen Ratgebers —, selbst mit Talleyrand zu sprechen, veranlassen sie, ihre Dispositionen zu ändern und nach Paris zu fahren. (Hier spielt der zweite Teil des Romans.)

Der Weg nach Fontainebleau/ von Rud. Brandes

„Der Weg nach Fontainebleau“, der Fürstin-Pauline-Roman von Rudolf Brandes behandelt jene Reise der Fürstin Pauline zu Napoleon, zu der sie sich schweren Herzens entschloß, um die Einverleibung ihres Landes in das Königreich Westfalen zu verhindern. Der Roman stützt sich auf historische Quellen, insonderheit auf das Tagebuch der Fürstin, aber er will keine Geschichte geben, deshalb darf er auch Dinge aussprechen, die sich nicht durch vergilbte Dokumente und verstaubte Akten belegen lassen, sondern die man nur fühlend errahnen kann. Nicht die „Vormünderin und Regentin“, sondern der Mensch Pauline steht im Vordergrund des Buches. In Fontainebleau und Paris gerät die Fürstin in den Hegenkessel politischer Hochspannung: Der Streit des Kaisers mit seinen Brüdern, die Wirren in Spanien und besonders der zum Ausbruch drängende Konflikt Napoleons mit dem Papst, dies alles läßt die Hoffnung auf eine Aussprache mit dem Kaiser immer aussichtsloser erscheinen. Endlich, am Vorabend der Abreise Napoleons nach Italien, kommt es dazu. In einer Atmosphäre, in der sich hinter Feiern und Empfängen weltgeschichtliche Ereignisse vorbereiten, kämpft Pauline ihren Kampf um die Freiheit ihres Landes gegen den Kaiser — und gegen ihre Gegner daheim. Sie sieht

in diesem Kampf unter Verzicht auf menschliches Glück und die Erfüllung ihrer geheimen Wünsche. „Der Weg nach Fontainebleau“ — das ist der Weg der Pflicht, den Pauline zur Lippe bis zum Ende geht.

Im Nachfolgenden bringen wir einen kurzen Auszug aus dem Roman: Die Abreise Napoleons nach Italien.

Vom Fenster ihres Zimmers aus sieht Pauline mit ihrer Begleitung die Abfahrt des Kaisers.

Eben biegt der Zug in die Straße ein, an der das Hotel le Hour liegt. Eine Abteilung berittener Garde bildet die Spitze. Helmbüschel flattern, Kürasse blinken im matten Schein der Morgensonne, aus den Rüsten der Pferde steigt dampfend der Atem.

Nun kommt der Wagen des Kaisers. Napoleon sitzt allein im Rücksiß, fest in seinen dicken, grünen Pelzmantel gehüllt, ein Geschenk Alexanders von Rußland.

Das Gesicht des Kaisers ist ernst und verschlossen. Er achtet nicht auf das „vive l'Empereur“ der am Straßenrand stehenden Einwohner Fontainebleaus.

Rechts und links vom Wagen reiten die Adjutanten.



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 6

Herausgegeben von der „Lippischen Landeszeitung“

1954

Die Kircheneinkünfte in Schwalenberg

„Wegen Copulation gibt der Bräutigam 18 Groschen“

Wie in allen, dem Kloster Marienmünster incorporierten Kirchen, wurde auch in der Kirche zu Schwalenberg der Gottesdienst durch Mönche dieses Klosters versehen; über die Einkünfte dieser Kirche wird uns daher aus dieser Zeit nichts bekannt, da diese ja vom Kloster vereinnahmt wurden und über die ältere Zeit keine Register vorhanden sind.

Im allgemeinen hat das Einkommen der Pfarre zuerst lediglich aus freiwilligen Gaben bestanden; aber bald wurde es üblich, daß sie aus dem sich bildenden Kirchenvermögen feste Einkünfte bezogen; hinzu kamen dann die Stollgebühren (kirchliche Gebühren bei Taufen, Trauungen, Sterbefällen etc.) und häufig von Seiten der Landesherren Dotationen an Grundstücken, Renten und Zinsen.

1542 wurde in Schwalenberg der evangelische Gottesdienst eingerichtet und damit kamen die der Kirche zustehenden Einkünfte dieser Kirche selbst zugute. Aus einem Verzeichnis des Pastors Heinrich Hermann Grabbaeus vom Jahre 1666 erfahren wir, was alles zur Pfarre gehörte und welche Einnahmen die Pfarre hatte.

Designatio reddituum an die Pfarre gehörig:

44 morgen jädiges landt, heur und zehendt frey item 8 morgen jädiges landt belegen oben vor dem Holz, gibt heur und zehendt, welches mit dem ende auff Jürgen Klövers landt schietet (Diese 8 morgen landes sind mit Confens des Hochgräf. Consistorij Anno 1691 an die Gnädige Herrschafft zum Biesterfelde vor 100 Thaler verkauft)

item einen Kuhkamp am selbigen ortt auff sechs Kühe

item an hewwachß erstlich eine wiese belegen an der Riese auff fuder hew

item eine wiese auff dem Müllenbrock auff drey Kühe haltend

item einen Sied auff dem Rothkampffe, darauff ein fuder hew wächst

item ein garten zwischen dem Baderbornschen und Bgmstr. Hagemeister garten bestehend (Dieser garte ist mit des Hochgräf. Consistorij bewilligung aufgetauscht und ist dafür ein garte an die Pfarre gebracht so unter dem baumgarten zwischen Müllinghausen und setr. Beders gart belegen Ao 1695)

item einen garten am Oederberge neben Johan. Diebrock seinen garten her und auff Twisten garten mit dem ende schietend (Dieser Garten ist dem Kirchendechen Anno 1686 überlassen und hat die Wehme*) an dessen stat einen anderen derselben besser gelegenen garten von Joachim Marcs gt. Büßer übernommen, welchen der Kirchendechen solche mutation an zu treten contentiert mit 5 Thaler.)

Zu mehrer Nachricht ist zu oberviren wegen einnahme des korns daß iährlich von einem jedem morgen iedweden landes kompt und muß gegeben werden eben solches korn wie darauff gefäet worden als roggen gibt roggen, gerste gibt gersten, haber gibt haber, iedoch wird aufgenommen und vorab beschieden daß land darauff erben, wicken und leinsamen gefäet, davon wird von einer ieglichen morgen ein scheffel haber gegeben und entrichtet. Was aber Bracht gibt nichts, im übrigen daß Land so zu wiesen und weiden gebrauchet wird, davon gibt iede morgte ein scheffel korn halb roggen und halb haber. — Aus dem Flecken Schwalenberg und den Dörtschaften Bratselsief, Lothe, Ruenfiet und Hagedorn bezog die Pfarre diese Abgabe von 110 Morgen insgesamt.

Ferner bezog die Pfarre eine Geldrente aus dem Flecken Schwalenberg, welche insgesamt 20 Thaler, 6 groschen einbrachte.

An Gartenzins, der von der Herrschafft der Kirche geschenkt war, kamen insgesamt 150 Schilling ein (5 Schilling auf den Groschen gerechnet).

Rein Korn an die Pfarre gehörig auff Michaelis: von Joh. Broden zu Ruenfiet 13 scheffel Roggen, 13 scheffel Haber, 28 Eier, 2 Hühner, von Ludwig Schroeder, Lotha, 11 scheffel Roggen, 11 scheffel Haber, 22 Eier, 2 Hühner, von Adam Alten Berendis, Bratselsief 9 scheffel Roggen, 9 scheffel Haber, 18 Eier, 2 Hühner, von 3 gard Landes i. d. Brinfelde (unter dem Fußpad her schließend durch die Landwehr) gibt: 3 mehen Roggen und 3 mehen Haber.

Die Junter von Ranne auff Breitenhaupt geben iährlich zwey scheffel Roggen wegen Erbbegräbnis in der Kirche. (Seit 1677 nicht mehr abgeführt worden, nach dem Visitation-Protocoll 1721 einzuziehen und zu verkaufen.)

Zehend Geldt iährlich zu Michaelis auff der Kammer zu Detmold 12 Thaler 18 groschen Pastorsgelder wie auch zwey Rthlr. 18 Mariengr. Salariengelder von der Kirche

Ein jedweder Jude der ein bürgerl. Haus-Eigenheim besitzt auff Neujahr 24 groschen

Ein jeder einliegende Jude auff Neujahr 12 Groschen

Siedern zu Bratselsief jährlich 12 Groschen
Außerdem berechtigt auff Ostern im Flecken Schwalenberg und auff den Dörfern eger lassen zu sammeln.

item vor den hirtten iahr auff und ein sechs freye Schweine so ohn einige entgeltus gebutet werden
item vier freye rinder vor dem hirtten des flecken so Er sie selber hatt

Verzeichnis der Dienste in die Wedeme*) gehörig

Ein iedweder Meyer im Flecken Schwalenberg muß dem H. Pastori iährlich thun einen Auspan zu pflügen zu der gerst saat dagegen eine freye zech an essen und trinken.

Item die Meyers auß den Dörfern als Krenenberg, Hagedorn, Ruhsensief, Lotha und Bratselsief thun einen auspan zu strecken oder zu pflügen auff die zeit wan es dem H. Pastori iährlich beliebt.

Item die Halbpänner senen schuldig desgleichen zu verrichten spannen aber ie zwey und zwey zusammen, und müssen arbeiten des morgens von sechs bis elffen, dagegen genießen sie nichts als eine malzeit so ihnen muß ins feld geschickt werden.

Verzeichnis der Holzwagen so dem H. Pastori Holz fuhren müssen.

daß eine iahr fuhren die Schwalenbergische Meyers daß negstfolgende iahr folgt die Baurschafft Ruenfiet, Hagedorn und Krenenberg

nach verfloßnem derselben muß fuhren die Baurschafft Lotha
derselben nachfolgenden iahr muß fuhren die Baurschafft Bratselsief, die Halbmeyers zusammengepannt, eben so wol als die Meyer ein iedweder wage zwey fuder, dagegen ist der H. Pastor verpflichtet ihm eine freye zehrung zu geben.

weglere dienste

Auß ieglichem dorffe senndt die Großkötter verpflichtet dem H. Pastori iährlich einen halben tag mit der Schwanen zu dienen, es sen in roggen oder in den wiesen

Die Halbkötter senn schuldig iährlich ein halben tag Holz zu spalten oder andere arbeit zu verrichten

Die kleinen kötter senn schuldig ohne unterscheid iährlichen ein halben tag zu graben, flachs rein zu machen oder andere arbeit zu verrichten
dagegen gibt der H. Pastor eine malzeit.

Die Schule zu Schwalenberg und ihre Einkünfte

(nach dem Verzeichnis von 1666)

Schwalenberg gehört zu den Orten in Lippe, die

item freye mast schweine gleich einem Meyer zu treiben ohne einige entgeltus

item von der Gnädigen Herrschafft frey Holzung
Vom kinde zu tauffen gibt der Bitter neun groschen, die Gevattern aber nach Belieben doch nicht unter 2 groschen

Wenn eine kindbetterin zur Kirche gehet, ist Sie schuldig Pastori ein opffer zu schicken, welches gemeinl. 4 groschen

Von einem unehelichen kinde zu tauffen empfanget Pastor einen Thaler

Wenn aber aus dem Flecken einer des sonntages Nachmittags beerdigt wird, bekommt der Prediger einen Thaler

Einem Kranken das Abendmahl zu reichen ist vor dem Prediger (es sei im oder außer dem Flecken) 12 Mariengroschen

Wenn jemand ein Attestat vom Prediger verlangt muß er davor erlegen 12 Mariengroschen

Ein Proclamationschein thut 9 Groschen

Wegen Copulation gibt der Bräutigam 18 Groschen, daß opfer nach Belieben (R. B. Gemeinigl. geben Braut und Bräutigam zusammen: 8 Groschen

So aber die Copulation in des Bräutigams oder der Braut hause geschiet ist davor 1 Thaler

Vor die Proclamation das geringste 4 Mariengroschen

Von jeder Leichpredigt, es senn Kinder oder alte Leute, wird dem H. Pastori entrichtet, das geringste 18 Groschen

Die Kinder so zum Abendmahl von Pastore informiert werden, bringen wenn sie können ein kuchen steur, aus dem Flecken aber gemeinl. davor 6 Groschen desgleichen wenn sie confirmirt und vorgestellt werden.

zuerst eine Schule eingerichtet haben. Schon 1587 war eine an die Kirche angebaute Schule vorhanden, die heute noch übliche Bezeichnung „Alte Schule“ hält die Erinnerung daran wach. Die Inhaber der Schulkstelle, bis 1626 Schulmeister, dann Rektoren und seit 1770 Kantoren genannt, wohnten im Obergeschoß, unten war der Schulraum. Eine von Graf Hermann 1622 gegründete Lateinschule hatte nur kurzen Bestand, sie ging schon 1626 wieder ein, auch das Schulgebäude brannte 1629 ab. Aber auch die neuerbaute Schule mußte schon 1663 auf behördliches Verlangen wegen der mit ihr für die Kirche gegebene Feuersgefahr abgerissen werden.

Aus dem Verzeichnis von 1666 erfahren wir auch, was dem Rektor der Schule an Einnahmen und Rechten hatte:

Designatio reddituum Rectoris

Habet von der Kirche iährlich vier und zwanzig Thaler noch von den Armen Renten auff Verordnung des Raths sechs Thaler (Sint der zeit des H. Rektors Kerstings sind noch hintzugelegt worden laut Verordnung ao 1739) sechs Thaler

item einen Kohlgarten unter den jungen eichen ben Johan Diebrocks garten belegen

item zeit der mast ist der Rektor zu treiben berechtigt freye schweine gleich einem Bürger, ohne einige entgeltus

item zwey kühe frey vor den gemeinen hirtten

item zwei fafel schweine vor den gemeinen hirtten, so Er sie selber hatt, ohne einige entgeltus

item eine wiese genannt die Radenwiese auff dem Möllenbrock, zwischen Heinrich Thomas und Jobst Jürgens wiesen gelegen best auff zwey kühen

Wegen der Schulkinder:

Ein iedweder knabe gibt alle vierteljahr 4 gr. 3 Pfennig

*) Wehme, Wedeme = Wedemhof. Wiedenhof d. i. der der Kirche gewidmete Hof.

Eine ieglische Leichbegängnuß oder Begräbnuß thut dem Rectori sechs groschen, wenn er aber den gefang mißführet ins gefampt neun groschen
item gibt ein jedes Kind auff die festtage jedesmal einen groschen desgleichen freye Holzung beneben anderen Bürgern

Die Küsterei der Kirche zu Schwalenberg und ihre Einkünfte

(nach dem Verzeichnis von 1666)

Wie die Schule, war auch die Küsterei (der Küsterdienst) eng mit der Kirche verbunden, und wir finden im Verzeichnis von 1666 was der Küster von der Kirche und den Einwohnern hatte:

Verzeichnis der intraden bey den Küsterdienst gehörig

Eritlich zwey morgen landes an Jürgen Hesse lande herhschließend und auff die Landwehr gehend
item drey gard landes so unter dem großwege, welche durch die Landwehr gehet belegen, davon gibt er den Pfarrherren iährlich drey meßen roggen und drey meßen haberen

item eine wiese auff dem Müllensbroke neben Gefeders Kampff belegen auff zwey kühe oder drey fuder hew

item eine wiese in dem Brinkfelde neben Hage-meisters wiese belegen, auff ein fuder hew
item zwey kühe auff der gemeinen Weide

noch ein garten unter dem Fied zwischen Johan Langan und Bgmstr. Langan garten belegen
noch einen garten unter dem Knid, davon er den Schwalenbergischen lieben schilling entrichten muß in die Länge bey Kloten Kamp herhschließend

Angleich zwey freye schweine bey dem schwalenbergischen hirtzen Zeit der malt ist er berechtigt soviel schweine zu treiben als ein gemeiner Bürger
freye Holzung beneben anderen Bürgern

item sechs scheffel roggen, ein scheffel gersten, drey scheffel haberen, dagegen ist der Küster schuldig und verpflichtet die Kloten mit einander sampt der ganzen vhr im Schmer zu halten und daselbige sich selbst zu verschaffen.

Verzeichnis des Heuer Kornes wegen inhabender länderey:

Von 2 morgen: 1 Scheffel Roggen u. 1 Scheffel Haber
Von 1,5 morgen: 6 meßen Roggen u. 6 meßen Haber

Verzeichnis der Geld intraden:

Tönnis Paul gibt iährlich ein Thaler 18 groschen
H. Bruns Berghan gibt iährlich ein Thaler (bezahlt jeho die kirche wegen des Orgelschlagens)
von eines iedem Leichbegängnuß 6 groschen
noch berechtigt auff Offern im Fleden Schwalenberg und auff den Dörffern enger zu sammeln.

Verzeichnis des stehenden Heuer Kornes, so der Küster iährlich einzusammeln hatt auß iedwedem hause, von iedem Meyer drey meßen, die übrigen aber wie diesem nachfolget:

Im Fleden Schwalenberg

13 Meyers ie 3 Meßen	39 Meßen
5. Müllinghausen	3 "
Droft von Wengersen hauß	3 "
43 häuser zu 2 Meßen	86 "
15 häuser zu 1 Meße	15 "

Kreyenberg

1 Meyer zu 4 Meßen	4 "
2 Halbmeier zu 3 Meßen	6 "

Hagedorn

4 Meyer zu 4 Meßen	16 "
4 Halbmeier zu 3 Meßen	12 "

Ruhensied

5 Meyer zu 4 Meßen	20 "
2 Halbmeier zu 3 Meßen	6 "
1 Kötter zu 2 Meßen	2 "

Colsha

7 Meyers zu 4 Meßen	28 "
7 Halbmeiers zu 3 Meßen	21 "
4 Kötters zu 2 Meßen	8 "
23 andere häuser zu 1 Meße	28 "

Bradelsied

8 Meyers zu 4 Meßen	32 "
6 Halbmeiers zu 3 Meßen	18 "
10 Gr. Kötter zu 3 Meßen	30 "
4 Kleinkötter zu 2 Meßen	8 "
47 andere zu 1 Meße	47 "

zusammen 427 Meßen

NB. weilten der H. v. Berninghausen im Fleden Schwalenberg Ao 1699 umb von jenen sonst freyen gütern nicht unter last gesetzt zu werden, der Kirche 5 Thler. gegeben, womit ein dem Küster Joh. Heinrich Brinmann einen gethanen Vorschuß bezahlt als giebet die kirche dem Küster nun jährlich an statt obigen 2 Meßen der H. v. Berninghausen wegen 9 groschen."

„Zum Hähnchen gehört doch auch Sauce!“

Der alte Pankoke, ein Original aus der „guten alten Zeit“

Damals, als meine Mutter noch ein junges Mädchen war, kannte ihn jeder in der Residenz; den alten Pankoke. Unter den vielen Originalen, an denen Detmold damals keinen Mangel litt, war er eines der absonderlichsten. Seine Beliebtheit erstreckte sich nicht nur auf das Bürgertum, sie reichte weit hinein in die sogenannte Hofgesellschaft. Ja, man darf sagen, der lange dünne Mann mit dem vernünftigen Bauerngesicht erfreute sich gerade in den „besseren Kreisen“ besonderer Wertschätzung. Pankoke war Vohndiener nicht nur von Beruf, sondern aus Berufung.

In den Wintermonaten drängten sich in der kleinen Stadt die Gesellschaften, die zu geben bei den Angehörigen der höheren Beamtenfamilie und den Damen des Offizierskorps zum guten Ton gehörte, und bei denen sich alles was Rang und Namen hatte zu treffen pflegte. Da das Hauspersonal in solchen Fällen meistens nicht ausreichte, auch nicht geschult genug war, Seiner Erzellenz dem Herrn Minister oder der Frau Oberstin die Speisen fachgerecht servieren zu können, sicherte man sich in solchen Fällen die Hilfe des Herrn Pankoke. Freilich, sein Frack war nicht mehr ganz neu, die Hähnte waren ein wenig blank und das ganze Kleidungsstück schlotterte um die hagere knochige Gestalt. Das alles aber wurde ausgeglichen durch die Würde seines Auftretens. Mit der Grandezza eines Zeremonienmeisters balanzierte er die Platten, mit unnachahmbarem Schwung füllte er den Gästen die Gläser. Er kannte die Lieblings Speisen jedes einzelnen. „Nun nehmen Sie man noch ein Stüd, Herr Regierungsrat. Ich weiß doch, Rostbeef ist ja Ihr Fall.“ Kurz, Herr Pankoke gehörte eben zu jedem der alljährlich wiederkehrenden Essen wie Suppe, Fisch, Braten, Eisbombe. Er gehörte dazu, obgleich Herr Pankoke einen Fehler hatte, den jedermann kannte: Er hielt es für einen Ausgleich der sozialen Gerechtigkeit, nicht nur die Speisen zu reichen, sondern sich selbst an ihnen zu delectieren. Herr Pankoke stahl nicht, o nein! Er würde einer solchen ehrenrührigen Beschuldigung mit der gleichen stilltischen Entrüstung begegnet sein wie Herr de la Marlinière aus Vessings „Minna von Barnhelm“ in einer ähnlichen Situation. Herr Pankoke betrachtete es als ein ihm zustehendes Recht, einen Teil des Menus, einige Flaschen Wein oder was die Tafel

sonst an guten Dingen bot mehr oder minder heimlich in den zu diesem nützlichen Zweck eigens in seinen Frackhöfen angebrachten Ledertaschen verschwinden zu lassen.

Wie schon vermerkt, ein jeder wußte dies, aber niemanden fiel es ein, daran Anstoß zu nehmen, geschweige denn, daß jemand die Kühnheit befehlen hätte, Herrn Pankoke dieserhalb Vorhaltungen zu machen. Jahre ging das so, bis, ja bis irgendein humorvoller Gast auf den Gedanken kam, dem Braven eine Lehre zu erteilen. Wieder wanderte Herr Pankoke durch die Reihen der Speisenden. Auf seinem Tablett lagen Hähnchen, hübsch braun und knusprig. Als Herr Pankoke seines Amtes gewaltet hatte und mit seiner Schüssel im Hintergrund verschwand, lagen noch zwei der geschätzten Tiere darauf. Was sollen sie darauf so einsam und verlassen? dachte Herr Pankoke, nahm sie und ließ sie in seinen Ledertaschen verschwinden. Der schon erwähnte Herr hatte dies Zauberkunststück des Verschwindenlassens zweier gebratener Hähnchen wohl bemerkt. Als nun Herr Pankoke wieder durch den Gang schritt, um die Kartoffeln zum zweiten Male anzubieten, hielt jener Herr ihn an und tat, als wolle er Herrn Pankoke etwas fragen. Kaum beugte der sich zu dem Gaste nieder, da griff dieser die Tunkenschüssel — Sauciere sagte man damals — und goß den Inhalt in eine der geheimen Ledertaschen des enttappten Sünders. „Aber, lieber Pankoke“, sagte der Schalk dabei, „zum Hähnchen gehört doch auch Sauce.“

Wochenlang lachte ganz Detmold über den Streich, den man Herrn Pankoke gespielt hatte. Seiner Beliebtheit aber tat die Geschichte weiter keinen Abbruch, eher konnte man das Gegenteil behaupten. Auch Herr Pankoke selbst nahm den Fall nicht tragisch, im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit schritt er weiter durch die Gesellschaftsräume der Residenz. Nur pflegte er sich nun vorher genau über den Inhalt der Menukarte zu unterrichten. Standen Hähnchen darauf, lehnte er ab. Hähnchen, nein, die gehörten nicht auf eine herrschaftliche Tafel, sagte er. Wollte man auf seine Mitwirkung nicht verzichten, mußte man sie streichen, und — man stich sie. Ein Geflüchtmus ohne Hähnchen war denkbar, ein solcher ohne Herrn Pankoke war es nicht.

Aus der Geschichte des Dorfes Lipperreihe

Wie alle Sennebürger, so ist auch das heutige Lipperreihe noch sehr jung. Vor 1700 war außer dem am Hellwege gelegenen Jakobstruge die ganze Fläche noch mit Heide bewachsen und Eigentum der Kammer zu Detmold. Zu jener Zeit regierte in Lippe der über seine Verhältnisse lebende Graf Friedrich Adolph. Er war der Begründer der ersten stehenden Truppe in Lippe. Sein Regiment kostete jahraus, jahrein beträchtliche Summen, hinzu kamen die Ausgaben für kostbare Bauten, Festlichkeiten und Reisen. Die Staatskasse war stets leer. Um den Staatsfadel etwas zu füllen, wurde die Heidefläche südlich des Hellweges zur Besiedlung freigegeben. Aber wie konnten die Neusiedler dort Ackerbau und Viehzucht treiben, wenn kein Wasser vorhanden war?

Aus vielen mir vorliegenden Dokumenten werden immer zwei oder drei Räte der Sennebauern hervorgehoben: Die Wassernot, die Dürre und der weite Schulweg nach Derlinghausen. Um die Wassernot zu beheben, nahm man schon frühzeitig eine Wasserregulierung am Stauhof vor, und zwar dergestalt, daß die Hälfte des Wassers vom Schopfebach unmittelbar zum Dalbter Teich und die andere Hälfte durch ein künstliches Bachbett quer durch die Siedlung läuft. Nur langsam erfolgte die Ansiedlung. 1721 werden folgende Kolonate in der Senne genannt: Friedhof (heute zu Derlinghausen), Jakobstrüger. Bartholdstrüger (Grote), Linnenbrügger, Rindsgrob, Kopp, Lüding, Bollmann, Schlingpeider (Buschmann). Viele dieser Kolonate bestehen heute noch, andere sind erloschen oder haben ihren Besitzer gewechselt. — Schulisch gehörte das Sennedorf zu Derlinghausen. Dieses hatte nach dem 30jährigen Kriege nur noch 13 Kolonate. Nur ganz allmählich erhobte es sich. Damit die Derlinghauser Schule einigermaßen lebensfähig war, mußten die Kinder der benachbarten Senne zum Orte am Tönsberge kommen. Nicht allen war das angenehm. Der Wissensdrang wird bei vielen auch nicht besonders stark gewesen sein. Man stöhnt über den weiten Schulweg und über den Großen, den die Kinder allwöchentlich beim Kantor Bosh über den empfangenen Unterricht bezahlen sollen. Lieber wünscht man die Einrichtung einer eigenen Schule. Man wendet sich in einem Schreiben, das mir im Original vorliegt, zunächst an den Vogt in Derlinghausen. Es ist bezeichnend für jene Zeit und hat folgenden Wortlaut: „Wohl geborener, wie auch hochachtungswürdiger, gestren-

ger Vogt und hoch-gelehrter, hochachtungswürdiger Herr zum Consistorio hochgeordneter Herren Commissari generalis hochgebetene Herren.

Wir sind 14 arme Einwohner, wohnend in der Senne und gehören zu der Kirche zu Derlinghausen. Unsere Häuser sind von Derlinghausen 1 Stunde entfernt, so daß die Kleinen Kinder, den Winter über durch Berge und Thal und bei schlechten Wetter und Schnee ohnmöglich den Weg dahin zur Schule thun können, und zur Sommerzeit müssen wir selbige bei dem Vieh gebrauchen (?). Wir haben sonst wohl jemand gehabt, der bei uns gewohnt und die Kleinen Kinder in den Anfängen unterwiesen. Seit 10 Jahren (!) ist solches, weil sich niemand dazu angegeben, nicht mehr geschehen. Nunmehr hat sich unser Nachbar Bernd Heinrich Tölke bereit erklärt, die Kleinen Kinder in den Anfängen zu unterweisen, wann ihm nur das Schulgeld, so wir bisher nach Derlinghausen bezahlt, entrichtet werden könnte. Und da wir als arme Unterthanen in der Dürren Senne zur Bezahlung eines gleichmäßigen Schulgeldes an den Kantor zu Derlinghausen nicht imstande sind. Dieser hingegen ohne dem sehr gut fertig werden kann, indessen wir und unsere Kinder hierbei all zu sehr leiden würden.“

Es folgt dann die Bitte, in der Senne die geplante kleine Nebenschule zu gestatten. Das Schreiben stammt vom 27. Januar 1777. Wie nicht anders zu erwarten, wird der Inhalt des Schreibens widerlegt und abgelehnt (18. März 1777). Noch 103 Jahre dauerte es, bis Lipperreihe eine eigene Schule erhielt. Als erster Lehrer wird Wilhelm Bruns genannt, 1890 (der spätere Landtagsabgeordnete), 1900 kam Meyer, der bald nach Nordamerika auswanderte. Es folgen dann Begemann, 1902, Herman Jürgemeyer, 1905, Ehrhard Gronemeyer, 1912 (dieser war fünf volle Jahre in russischer Gefangenschaft in Wladivostok), 1915 Niedertrüger (heute Rektor in Schwalenberg), 1916 Schulleiter Dreier aus Derlinghausen zur Vertretung, dann Frau Dreier zur Vertretung, 1918 H. Diekmann, 1921 trat Gronemeyer, nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft seinen Dienst wieder an. 1921 wurde Paul Stecker an die Schule berufen. Nach dem zweiten Weltkriege erhielt die Schule zunächst eine Lehrerin und dann einen zweiten Lehrer. Die Schülerzahl war gewachsen, so daß ein Anbau notwendig wurde.

H. Dfm.

Aus Humfelds vergangenen Tagen

Hudestreitigkeit und Glockenangelegenheit / Von H. Brand

Aus dem Bruchprotokoll, Sternberg, den 27. Mai 1706, enthalten in Kanzlei Judicialakten 9 S 232 und Humfelder Dorfsakten, entnehmen wir folgendes:

Die Ferkner Eingekessenen klagten die Humfelder an, daß sie wider allem Herkommen und langer Gewohnheit schon acht Tage vor Neuen Waitag ihr Vieh auf die Gemeinheitswäld im Apenbruch getrieben, auf die zu hüten sie doch erst vom Alten Waitag ab Berechtigung hätten. Durch dieses viel zu frühe Austreiben würde der Weide für das ganze Jahr großer Schaden zugefügt, der in erster Linie die Ferkner treffe. Sie baten um Verbütung dieser Uebeltände und um ernstliche Bestrafung der Schuldigen.

Von Amtswegen wurde ferner am gleichen Tage gegen die Humfelder Anklage erhoben, daß sie in der vorher erwähnten Hudestreitigkeit die Humfelder Gloke gerührt und einen großen Menschenauflauf herbeigeführt hätten, die benachbarten Gemeinden in großen Schrecken und den Glauben verlegt wären, daß in Humfeld Feuersbrunst wüte oder räuberisches Gesinde ins Land eingebracht sei.

Es wurde harte Bestrafung, besonders der Rädelsführer gefordert. Das Gogericht verurteilte die Humfelder in 60 ggd. Strafe. Ferner verfügte die herrschaftliche Regierung die Einziehung der Gloke, außerdem wurde Rolting, der die Gloke gezogen hatte, mit dem Kirchenpfahl bestraft.

Aus Zeugenaussagen und verschiedenen Eingaben der Humfelder lassen sich nun folgende Zusammenhänge erkennen: In Humfeld betrieben eine größere Anzahl Bauern eine Interessentenschafterei, die bisweilen eine Stärke von 400 Schafen angenommen hatte, die von einem Hirten betreut, auf den Gemeinheitswäldern gehütet wurden. Das Nachtlager dieser Schafe wurde in Hürden auf den Wäldereien der Schafhalter aufgeschlagen. Die Ferkner Einwohner forderten nun, des Dingers wegen, Anteil an dem Nachtlager der Schafe, aber es sollte sich die Hude auf die Wäldereien der Interessenten beschränken. Die Ferkner wurden mit ihrer Forderung von den Humfeldern abgewiesen. Mit dieser Abweisung war aber die Streitfrage nicht geklärt und beigelegt. Jahrzehntelange Prozesse und Reibereien haben sich immer wieder darauf ergeben.

Eines Tages hatten nun die Humfelder auch ihre Schweineherde durch ihren Hirten, den Schwein Simon Schlüter, schon vor Beginn der allgemeinen Hützeiten durch die Ferkne auf das Apenbruch getrieben. Die Ferkner sahen ihre Weideinteressen, die sie mit den Humfeldern auf dem Bruche zu teilen hatten, dadurch gefährdet, daß die Humfelder viel zu zeitig im Frühjahr ihre Herde ausgetrieben hatten. Der wortgewandte Humfelder Bauerrichter Johann Ernst Brand aus der Ferkne, der mit seinem Amt gewisse polizeiliche Befugnisse besaß, hatte das Betreiben der Gemeinheitswäld vor dem üblichen Zeitpunkt verboten und den Schweinehirten in das herrschaftliche Holz, wo die Gemeinde die Nachhude gepachtet hatte, verwiesen. Auch das Humfelder Gemeindegeld, ebenso die Weide auf der Seifeburg und auf der Biefe standen als Gemeindegeld zur Verfügung.

Der Schweinehirt hatte nun trotz Verbots auf dem Bruche weiter gehütet, weil nach seinen Angaben die Schweine im Holze nichts mehr zu fressen hätten und außerdem auch der herrschaftliche Verwalter von Dohlentrup ihm das Hüten im Walde untersagt habe. Der Bauerrichter hatte nun mit dem alten und jungen Bauern Schäfersmeier in der Ferkne Vorbereitungen getroffen, die dieses vorzeitige Betreiben der Bruchweide verhindern sollten. Am nächsten Tage, als der Humfelder Schweinehirt wieder in der Ferkne mit seiner Herde erschien, kamen die Ferkner Frauen auf das Zeichen des Bauerrichters aus den Häusern gelaufen, hieben mit Stöcken und Staken so lange über die Schweine und den Hirten, bis die ganze Gesellschaft aufgelöst davongelaufen war und sich in alle Winde verstreut hatte. So war nun für heute das Bruch vor dem Schweineschaden bewahrt geblieben. Doch die Humfelder hatten auch ihren Stolz und waren durchaus nicht geneigt, sich durch die Ferkner Weibsköpfe von ihren Weideabsichten abhalten zu lassen. Die Ferkner waren nun mit ihren Methoden erkannt, und gegen etwa wiederkehrende Fälle dieser Art wollten die Humfelder Vorkehrungen treffen. So geschah es denn auch. Ihre Gloke mußte dabei helfen.

Am dritten Tage nach dem ersten Schweineereignis mußte der Humfelder Hirte wieder mit seiner Herde durch die Ferkne auf das Bruch treiben. Aber die Ferkner hatten in ihrem ersten Einfall geirrt. Dieses Mal klappte alles noch viel besser. Der Bauerrichter führte seine Kampfkraft noch umsichtiger. Die Frauen schlugen noch heftiger auf die Humfelder Vorstentiere ein, so daß einige trüchtige und langsame Säuen zu nichte geschlagen wurden. In diesem Schlachtenlärm

erklang nun plötzlich der Hilferuf der Humfelder Gloke. Ganz Humfeld war schnell auf den Beinen und zog voll Kampfesmut in die Ferkne hinein. „Was dort nun geschah“, so berichten die alten Humfelder am 16. Dezember 1707 in einer Bittschrift an die Regierungskanzlei, „das wollen wir hier nicht weiter ausführen.“ Die Humfelder sind gewiß in eigener Angelegenheit selbst Richter gewesen. Aus dem hohen Strafmaß läßt sich erkennen, daß der nun offen ausgebrochene Streit in den warm gewordenen Humfelder Dickköpfen wohl ernste Formen angenommen hatte und nicht nur in lauten Worten ausgetragen sein wird. Wie es auch gewesen sein mag, in vielen Gnadengesuchen wird die hohe Landesherrschaft immer wieder um Zurückgabe der Gloke gebeten. Christian Betig, Begemann und Rolting wurden verurteilt, weil andere Uebeltäter nicht zu ermitteln waren. Rolting bekannte sich als der Glockenzieher, der von auswärtig als Bruch von Bruchhof in Bahlhausen gebürtig, Roltings Hof pachtweise übernommen hatte. Er wollte von dem Verbot des stürmischen Glockenläutens nichts gewußt haben. In der sogenannten Regimentsnotell von 1492 wird aber zum Ausdruck gebracht, wer beim aufrührerischen Godeschlag mitzieht, der soll so gründlich bestraft werden, daß es auf alle Einwohner Eindruck macht.

Nach Roltings Angaben sollten seine Schweine bei der Schlägerei am meisten gelitten haben. Wegen des großen Schadens hat er den Rat der anderen Humfelder anrufen wollen und so nach dem Glockenknarr geirrt. Er gab an, mit niemandem vorher über die Angelegenheit gesprochen zu haben, und so sei der herbeigerufene Alarm auch kein aufrührerischer Aufruf, sondern nur eine reine Privatangelegenheit, an der sich die übrigen aus der Dorfschaft nicht beteiligen hätten. Er mußte nun zur Strafe dafür an dem Schandpfahl vor der Kirche in Bega stehen, während Betig und Begemann ihre Strafe auf 50 ggd. ermäßigt bekamen. In einer Eingabe an den Kanzleirektor schrieben Betig und Begemann, daß sie nun zwar die

Kage allein zu halten hätten, aber doch als wahrer Urheber und Anstifter der ganzen Angelegenheit der Bauerrichter zu gelten habe. Da dieser aber in Güte nicht gewillt sei, ihnen von ihrem Strafgehalt etwas abzuziehen, baten sie um die Verfüzung, daß er wenigstens ein Drittel der Strafe zu tragen habe.

Die Humfelder schildern weiter, daß seit dem Fehlen der Gloke nicht mehr zur Erinnerung an das Gebet, die Kinder auch nicht mehr in die Schule gerufen würden, den Abgelebten kein Trauergeläut veranstaltet, bei Ausbruch von Feuer und bei der Einkehr von Diebes- und Räuberbanden niemand mehr zur Hilfe gerufen werden könnte. Um für die Zukunft unstatthafte Glockenziehen zu verhüten, versprachen sie bei Rückgabe der Gloke, das Seil in das Haus des Schulmeisters zu verlegen. Mit der Genehmigung zur Rückgabe der Gloke hat es die Regierung aber nicht eilig gehabt. Erst nach Ablauf von acht Jahren scheinen ihre Bittschriften Erfolg gehabt zu haben.

Das Amt Sternberg berichtet am 12. Oktober 1715: Nachdem die Humfelder Eingekessenen wegen einiger unter sich ausgetragener Streitigkeiten ihr Glockenrecht verloren hätten und die Gloke selber nach Detmold geführt worden sei, wäre ihnen auf ihre wiederholte Vorstellung hin dieselbe gegen Hinterlegung von 100 Rulaten wiedergegeben worden. Weil aber die Dorfschaft wegen ihres bekannten schlechten Zustandes und der geldlosen Zeiten unmöglich bis dahin in der Lage wäre, dieselben aus ihren eigenen Mitteln aufzubringen, hätte sich auf vielfältiges Zureden der Kaufmann Kleinditz dahin bewegen lassen, der Dorfschaft nicht allein diese 100 Rulaten, die an carantem Gelde 266 rthl. 24 gr. machten, sondern zur Abführung einiger Brüche und auf der Dorfschaft sonst noch bestehender Schulden, auch zur Errichtung eines Glockenhäuschens und Anlegung einer Schlaguhr, insgesamt 480 thl. in lüneburger und brandenburgischer Münze zu leihen. Damit Kleinditz seines Kapitals und der Zinsen verlustig sein möge, hätte die Dorfschaft ihm auf ihrer Gemeineweide, dem sogenannten Apenbruch, einen anständigen Platz als Kuhkamp mit Consens des Amtes gegeben, den derselbe statt der Zinsen so lange behalten und nutzen könne, bis die Dorfschaft ihm das Kapital zurückgegeben hätte.

Aus der Liemer Schulhausgeschichte

Von Hauptlehrer Frikemeier, Lieme

Von den um Lemgo herum liegenden Dörfern hatte neben Brate Lieme schon früh eine Schule. Sie geht zurück bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, denn schon 1605 berichten die Akten, daß Küster Conradus in Lieme das „Exercitium Catechismo angefangen und fleißig betrieben“. Wo er seinen Unterricht abgehalten, wissen wir nicht, vielleicht in dem damals nicht bewohnten Pfarrhause. Erst bei seinem Nachfolger schreibt die Kirchenbehörde unter dem 30. Juli 1618: „Schulmeister in Lieme Lucas Tintel mus eine Behausung haben, Amtmann und die Dechen wolen das Wert und einen bequemen Platz bezeichnen, damit der Schulmeister eine Ruh und Schweine halten könne.“ 1619 war das Fachwort zu dem Neubau „aufgerichtet“, 1620 ein Strohdach darauf, aber 1621 immer nur noch „das Gebäu zur Schule angefangen, aber können damit nicht fertig kommen“. Es fehlte an allem: Holz, Kalf, Lehm, in Sonderheit an Geld. Der Schulmeister litt Not, nur wenig Kinder — Lieme hatte ja nur 48 Colonate mit 355 Einwohnern — besuchten seine Schule, er „hat nicht, da er ein Pol Kols könne setzen, bittet, daß ihm ein ordnen zu garteln möge angewiesen werden.“ Doch im Laufe der Zeit scheint eine Besserung eingetreten zu sein, denn 1653 besuchten die Kinder von Hörstmar, Trophagen, Reefe und Entrup die Schule in Lieme.

Um die Unterhaltung des Schulhauses kümmerte sich mehr als 100 Jahre niemand, und 1724 brauchte man dringend Geld „indem nun die zerfallene Schule zu Lieme ansehn wieder aufgebaut wird“. Der Küster hatte inzwischen das unbewohnbare Haus verlassen, und war ins Pfarrhaus gezogen. Eine für ihn gemietete Wohnung lehte er ab. 1727 erwarb man von Heinrich Steinmeyer für 30 rthl. ein kleines Grundstück beim Friedhofe und fing sofort an zu bauen. Ob und wie schnell das Haus fertig geworden ist, sagen die Akten nicht. Wenn es zu Ende gebaut wurde, dann ist die alte Schule abgebrochen worden und der Platz wie der des Pfarrhauses im Jahre 1768 zum Friedhofe genommen. Die 1727 erbaute Schule ist dann das Trachtfische Haus Nr. 69 (jetzt Frik Grone-meier). 1768 war dies Haus auch schon wieder baufällig. Aber weil es ohnehin zu klein war, verkaufte man es mit „Plegge und Seil“ für 127 rthl. 6 Gr. und verlegte die Schule in das 1643 erbaute Wohnhaus, der der Kirche vermachte Redeferschen Hoppen-

plöderstätte. Hier bekam der Küster eine „complete“ Wohnung, und lange Jahre verschwanden die Schuljungen. Erst 1810 wurde das Haus gründlich überholt, und die fürstliche Forstverwaltung schenkte dazu „eine Eiche und zwei Buchen“.

Bereits 1822 stellten sich an dem noch mit Stroh gedeckten Hause wieder erhebliche Mängel ein. Man dachte an einen Neubau, aber der sollte 2500 bis 2700 rthl. kosten, das war zuviel. Erst 1841 drängte das Konsistorium auf Errichtung einer neuen Schule, die in dem Riewegschen Erbpachtgarten am Schäferberge entstehen sollte. Auf Veranlassung des Küsters Wöhrmann wurde der Platz um den daneben liegenden Steinmeyerischen Garten vergrößert. Es mußten zwei Schulräume gebaut werden, denn Lieme hatte über 200 Schulkinder.

Den Entwurf zu dem Hause lieferte der fürstliche Baurat Merkel, Detmold. Es wurde als erster maßstabiger Bau in Lieme von dem Stadtmeister Sassenberg, Lemgo, vom Juni 1842 bis November 1843 für 2380 rthl. errichtet und blieb 500 rthl. unter dem Boranschlag. Die langen Bänke machte Zimmermeister Günther für 78 rthl. 8 Gr., auch er blieb 20 rthl. unter den veranschlagten Kosten. Trotzdem muß man sich im Bauauschuss nicht immer ganz einsig gewesen sein, denn der Küster schreibt: „Mein sonst so fröhlicher Körper und Geist sind vor Ärger ganz finster geworden.“ Schwer war es aber auch, das Geld aufzubringen. Zwar schenkte der Fürst 200 rthl., und das alte Schulhaus (jetzt Wieseler Nr. 83) von Stork aus Wahnbederheide erworben, erbrachte 605 bzw. 655 rthl. Der erhebliche Rest mußte von den Liemer Einwohnern aufgebracht werden. Das waren damals 1065 in 234 Familien, davon 149 Einlieger und 85 Colone, unter diesen 2 Bollmeier, 3 Halbmeier, 3 Mittelfötter, 4 Kleinfötter, 23 Hoppenpläder und 50 Straßenfötter. Auch die sonst nicht grundsteuerpflichtigen Einlieger mußten mit 2 bis 9 rthl. zu der Umlage beitragen. 1884 und 1894 erfuhr dieses Haus durch Errichtung von zwei Schulräumen, die in einem Querbau zusammengefaßt wurden, eine Erweiterung. 1921 machte man aus diesen beiden Räumen drei. So steht der Bau heute noch, stark angenagt vom Zahn der Zeit, unmodern geworden durch die Entwicklung der Verhältnisse. So verlassen wir ihn ohne Trauer, uns freuend auf die schönen hellen Räume, deren Entstehung wir monatelang haben verfolgen können.

Die Lasten und Abgaben der Bauern des Hagendorfes Krentrup

Nach Urkunden und Dokumenten zusammengestellt von Rektor a. D. H. Diekmann

Die Lasten der Krentruper Bauern lassen sich in zwei Hauptgruppen einteilen, in: Dienst und Abgaben. Zu den letzteren gehören Zinsen und Gefälle, Zehnten und Steuern. Die Dienste werden allgemein mit „operae“ bezeichnet. Hierbei unterscheiden wir wieder drei Arten, solche, die dem Staat, der Gemeinde oder dem Gerichtsherrn zu leisten sind. Zu den Hoheitsdiensten gehören die Landfolge, das Aufgebot, die Kriegerführung, die Schanzarbeiten. Diese gehen bis in die kaiserliche Zeit zurück. Sowohl den Cheruskern als auch den Sachsen wäre es nicht möglich gewesen, die erstaunlich großen Befestigungsanlagen unserer gut erhaltenen Volksburgen, wie den Hünenleut bei Amersbagen, die Burg auf dem Tönsberge, die Münterburg in Wärentrup, den großen und den kleinen Hünenring auf der Grotenburg anzulegen, wenn nicht alle Bauern verpflichtet gewesen wären, diese Schanzarbeiten auszuführen. Es folgen die Baudienste, Wegebau, Landstraßen und die Herdringung der Bauernburgen. Ferner gehören zu diesen Hoheitsdiensten die Jagddienste. Sie standen im Dienste des Landesherrn und dienten zur Vertilgung der Raubtiere. Erinnert sei an den „Jagdstaken“ in Derlinghausen, an die „Wolfsjagd“ dieselbst. 1682 fand die letzte Wolfsjagd in den Barkhauser Hinterbergen statt.

Die Gemeindedienste gingen der Reihe nach. Der Umfang der Leistungen richtete sich nach dem Anteil der Gemeindeberechtigungen. Bau- und Besserung der Schule mußte durch Gemeindedienste vollzogen werden. Die Frondienste waren die Hauptlast der Bauern. Da sind die Hand- und Spanndienste zu nennen. Es heißt: „zwei männliche und zwei weibliche Handdienste, wovon nur zwei in einer Woche gefordert werden können, gegen eine Mahlzeit für jeden Dienst“. (Abgelöst 14. Juni 1856!) Die Spanndienste hatte in erster Linie der Meier zu Krentrup zu leisten. Manchmal wurden auch die „Halbmeier“, nämlich Brodmeier und Hagemeier damit beauftragt. Bei Verhinderung sprangen auch die Mittelkötter (zwei Pferde) ein.

Die Arbeiten mußten mit eigenem Geschirr und Wagen geleistet werden. In Ermangelung von Wagen wurden diese wohl vom Nachbar zur Verfügung gestellt: „... und noch hat mein drei Wagen gehabt (Wächter)“. Die Dienste durften nur für landwirtschaftliche Zwecke gebraucht werden. Heuerlinge leisteten keine Frondienste, sie zahlten dafür ein Schutzgeld. Alle Dienste mußten dem betr. Bauern frühzeitig angekündigt und im einzelnen mitgeteilt werden. Genau wurde festgelegt, wieviele Fuhrten am Tage zu leisten waren, wieviel Holz gehauen werden mußte, wieviel Flachs zu verarbeiten war. Die Dienstbauern begannen im Sommer um 6 Uhr und endete um 5 Uhr nachmittags, bei zweistündiger Mittagspause. Der Pflichtige erhielt an diesem Tage volle Verpflegung, und diese bestand aus einer bestimmten Menge Brot, Käse, Bier, sowie einem Mittagessen. Folgende interessante Aufzeichnung liegt mir im Original vor. Sie lautet: „Ein Kanne und ort brantwein und drei Kannen Bier und wieder halbe Kanne brantwein, drei Kannen Bier und noch ha. e Kanne brantwein, drei Kannen Bier und noch drei Kannen Bier, halbe ort brantwein und 18 gr vor ein fleisch bezahlt in Summar 1 rthl 12 gr“. Ja, die Preise waren gering. So wurden gezahlt, wie folgt: „Ich habe von den Meier zu Krentrup lann Stro (Langstroh) gekauft 1 Fuder bund und 16 bund und 7 bund vor 1 Daler das macht in Summar 16 rthl 18 gr“. Verwandt mit den Handdiensten sind die Burgfedienste. Sie dienten nur zur Instandhaltung der Gebäude des Amtes und betrugen höchstens vier Tage im Jahre. Für Krentrup wurden diese Dienste bereits im Jahre 1780 abgelöst. „Da sich der Amts Verwalter Lorenz (Hovedissen) durch Vermittlung der Rentkammer nunmehr erklärt hat, von Lambrecht und Wächter in der Bauerschaft hovedissen die 3 handburgfedienste jährlich mit 18 gr von jedem anzunehmen, so wird ihnen solches hierdurch nicht nur zur Nachricht bekannt gemacht, sondern ihnen auch aufgegeben, solche jedes Jahr zu Petri (29. Juni) an den Amtsverwalter Lorenz prompt abzuführen. Detmold, d. 4ten Sept. 1780.“

Andere Bauern zahlten für nicht geleistete Handdienste: „Vor die 3 handien Tage 30 gr.“, „Vor die handienittage 30 gr.“, „Vor den Dienst 18 gr. — 1 rthl. 12“. Auch Extrahanddienste mußten geleistet werden. Sie waren verschieden und nicht in Zeit gemessen, konnten aber nicht beliebig vermehrt werden. Ein Abweichen von dem Herkommen gab es nicht. Nur gegen Zahlung einer gewissen Summe konnte man davon befreit werden. „Colon Wächter Nr. 21 der Bauerschaft hovedissen hat heute die Freikaufs

Summe für 3 Extrahanddienste mit 6 rthl 9 mgr. (Schreibe sechs Rthls 9 mgr.) bezahlt.“

Das Einbringen der Ernte war Gemeinshaftsdienst. Jeder mußte nach seinen Kräften beim Mähen, Heuen und Grummettschneiden zugreifen. Der Meier stellte ein Spann für 2 bis 3 Tage, Hagemeier und Brodmeier je 1 1/2 Tag und die Mittelkötter 1/2 bis 1 Tag. — Die Jagdfrenden bestanden in Hilfsdiensten bei der Jagd. (Umstellen des Waldes bei der Treibjagd, Fortfahren der Beute u. a. m.)

Außerdem gab es auf den Höfen noch mancherlei Arbeiten, die nicht unter Gemeinshaftsdienste fielen. Der Bauer war gezwungen, Leute hierfür in Tagelohn zu nehmen. Der Lohn war nach unseren heutigen Begriffen sehr karg bemessen, doch muß man berücksichtigen, daß die Kaufkraft ganz erheblich höher lag. So berichtet uns eine Urkunde über den gezahlten Lohn. Sie lautet: „Nach der abrenun (Abrechnung!) hat wieder verdient Zuerst 1) ganzen Tag gearbeitet 3 gr., 2) 2 halbtage gearbeitet 2 gr., 3) 1 halbtage gearbeitet 1 gr., 4) 2 halbtage gearbeitet 2 gr., 5) 3 halbtage gearbeitet 3 gr.“

Aber auch der Bauer erhielt für Verpachtung von Land an einen Einlieger nur wenig Geld, so betrug die „Heuer (Miete) für eine Scheffellast 4 Sgr., 2 Scheffel Hafer zu 1 Daler und 4 haufen raufutter 4 rthl.“

Zu den Abgaben, die immer wieder in den Urkunden genannt werden, gehört das „rothon“, das Rauchhuhn. Es handelt sich aber nicht etwa um ein geräuchertes Huhn, sondern um ein gutes Legehuhn, das zu Martini geliefert werden mußte. Diese Abgabe wurde erhoben von „jedem Hause, von dem der Rauch aufging“, also von jeder Feuerstelle. Dieser „Hofzins“ wurde entweder in Geld, Hühnern und Eiern gezahlt. Er hat nur die Bedeutung einer Anerkennungsgebühr, da die Preise für diese Erzeugnisse gering waren.

Die Hauptlast der Krentruper Bauern war das „Zins Korn“. Jeder mußte Roggen, Weizen, Hafer und Gerste in bestimmten Mengen abliefern. Die Menge war nicht erhöhrbar, doch bestand bei Mißernten das Recht auf „Remission“, d. h. Erlass der Zinspflicht. — Wächter meldet an Abgaben im Jahre 1812 „3 Schef-

fel Gerste, 28 Scheffel Hafer, 1 Gans, 1 Huhn, 1 Botten Flachs.“

Bestere Belastungen für den Bauer waren die im 30jährigen Kriege eingeführten Kontributionen und die Abgaben zur Erhaltung des stehenden Heeres. Viel mußte in die „Magazine“ (wohl auf Hovedissen), abgeliefert werden. Wächter meldet: „Ich habe zuerst in Magazin geliefert 1 Scheffel Hafer und halbfuder Heu. Den 1. Junius habe ich wieder geliefert müssen 15 Bund Heu, 15 Bund Stro und den 21. Junius 55 Bund Hafer und 28 Bund Rofen (Roggen) und wieder 34 Bund Hafer geliefert.“

Um 1700 tritt die sogenannte Schattabelle auf, die Dorfzins, die für Land, Wiese und Vieh je einen Satz von Pfennigen und Groschen festlegt. Die gesamte Umlage für das Dorf nennt man Simplum. Diese Abgaben mußten am 1. Mai (Maitag) getätigt werden.

Eine weitere Belastung für die Krentruper Bauern waren die vielen Einquartierungen in den Jahren 1813 bis 1815. Kein Gehört blieb davon verschont. Zur Ausrüstung der Landwehr gab man freiwillig. Wir lesen: „Vor die Soldaten 1 rthl.“ Unter dem 19. März 1813 finde ich ff. Eintragung: „Von die Soldaten 4 Mann gehabt = 1 rthl. 9 gr.“ Nach der Abrechnung hat Frans Pantofe wieder Soldaten gehabt zuerst 3 Mann und wieder Harmeier 4 Mann und wieder 3 Mann. Vor die Soldaten 14 Mann und vor den Hafer und Rofen. Der Mann jeder 24 Stunden.“

Die gebräuchlichste Abgabe aber war der Zehnte. Schon im Altertum rühmt sich der Phariseer, daß er den Zehnten vom Dill und Kümmel gebe. Ursprünglich war diese Abgabe für die Kirche bestimmt. Jede Pfarre hatte ihren Zehntbezirk. Krentrup mußte zur Kirche nach Schötmär zahlen. Der Zehnte war eine reine Reallast. Er wurde von jedem Land erhoben, „über das der Flug ging, die Rottländerlein mit eingeschlossen“. Vor 1800 mußte der Zehnt von dem Berechtigten abgeholt, also nicht gebracht, werden.

Die Abgabe des Zehnten befruchtete in weitem Maße die Freiheit des einzelnen Bauern. Es war ihm nicht gestattet, Änderungen in der Landnutzung vorzunehmen. Aus Aderland durfte z. B. keine Wiese gemacht werden. Vor Abgabe des Zehnten konnte der Bauer nicht einfahren, nicht mähen, keine Frucht vom Felde holen. Erst hatte der Zehntsammler die Haufen zu benennen, die er für sich beanspruchte. — Die abzuliefernden Naturalien wurden in großen Zehnthäusern für den Landesherren untergebracht. Diese Häuser waren sehr geräumig. Auf der Domäne Dahlhausen ist ein solcher großer Zehntbau noch zu sehen. H. Dtm.

Klöpplings Glück lag in Nordamerika

Der Hof Nr. 2 in Holzhausen=Externsteine ein nachfolgend
fürstliches und staatliches Domanium

Unter der Nr. 2 verzeichnet die örtliche Chronik der alten Bauerschaft bei den Externsteinen, Holzhausen, den ehemals Klöpplingschen Hof inmitten des Ortes. Umfangreiche Ländereien gehörten in seiner Ganzzeit zu dessen Besitz. Und als der gleichzeitige Vorsteher Friedrich Klöppling im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts allen Besitz an den fürstlichen Hof in Detmold veräußerte, hat mancher der Altbesessenen wohl mit dem Kopf geschüttelt.

Doch Friedrich Klöppling hatte andere Pläne. In der kleinen Bauerschaft Holzhausen wäre es nur möglich gewesen, einem seiner Söhne das Besitztum in ganzer Größe erblich zu überlassen. Aber den großen Leid schwebten seine Gedanken, denn dort hatte in damaliger Zeit schon mancher sein Glück zu mehrern vermocht. So hieß es denn auch für die Familie Klöppling eines Tages Abschied nehmen von Freunden und Bekannten und der geliebten lippschen Heimat. Der Weg ins Ungewisse begann. Aber Friedrich Klöppling war als alter Lipper kein Müßiggänger und keiner von denen, die da glaubten, in Amerika nicht auch noch arbeiten zu müssen. Im Staate Iowa in Nordamerika schlug er seine Zelte auf. Seine Frau, fünf Söhne und einige Töchter standen ihm tapfer zur Seite. Von zunächst einer Farm wurden nach hartem Ringen und unermüdetem Schaffen im Laufe der Jahrzehnte mehrere.

Sein sehnlichster Wunsch, noch einmal die alte Heimat Holzhausen wiedersehen zu dürfen, erfüllte sich erst im hohen Alter. Anlässlich des Holzhauser Schützenfestes, Pfingsten 1910, stand er als Greis noch einmal vor seinem einstigen Besitztum. Wohl das

letzte Mal... Sein Lebensziel war erreicht: jeder Sohn hatte eine Farm, die zum Teil mit ehemaligen Lipperinnen in Nordamerika verheiratet waren.

Nach dem ersten Weltkrieg wurde der Hof staatlicher Besitz. Fast ein halbes Jahrhundert betrug der bereits zu fürstlicher Zeit dort wohnende Pächter, Bauernrichter Fritz Bünger, die dazugehörige Landwirtschaft. Dieser hatte auch die Agentur der „Lippischen Landes-Zeitung“ in ebenso langer Zeit in seinen Händen.

Später wohnte dort als Pächter der Landwirt Wilhelm Bäcker (jetzt in Feldrom). Mehr und mehr aufgeteilt, wird das Gebäude zur Zeit von einigen Familien bewohnt. Im Gebälk des Torbogens über dem Eingang zur großen Deele lesen wir u. a. noch die eingeschnitzten Verfassien: Johann Beruhard Klöppling und Annamaria Isabele Oberjasper, als die Eltern Friedrich Klöpplings. Die außerdem angebrachte Jahreszahl 1808 läßt erkennen, daß es sich um die zweite Hoferebauung handelt. Ersterer lag ehemals der Besitzung Brinkmann gegenüber. Dazu gehörten noch zur fürstlichen Zeit die derzeitigen Häuser Wilhelm Kruse und Wilhelm Büge.

Vieles hat durch die Umbauarbeiten der letzten Jahre auf „Klöpplings Hofe“ eine Veränderung erfahren. Auch sein Name ist wohl nur noch den Ältesten der Gemeinde geläufig. Viel weniger noch dürfte es bekannt sein, daß dieser altfadwerliche Hof und sein ehemals großer Flächenbesitz als Grundstock für den späteren Wohlstand der Klöpplingschen Familien in Nordamerika zu werten ist. W. M.



Lippische Blätter für Heimatkunde

Nr. 7

Herausgegeben von der „Lippischen Landeszeitung“

1954

Blüte und Verfall des Reihebrauens in Böfingfeld / Von Erich Kenter

Das Bier hat in früheren Jahrhunderten in Lippe, wie überhaupt in Norddeutschland, eine große Rolle gespielt. Es war nicht nur Genußmittel, sondern diente auch der Ernährung. Der Arbeiter erhielt Bier zum Lohn, beispielsweise der Böfingfelder Dreschmeister um 1600 werktäglich außer einer Barbezahlung ein und eine halbe Kanne Bier zu 1 1/2 Groschen.

Die höheren Stände verschmähten das einheimische Bier; sie tranken besonders gern das gute Bier aus benachbarten Brauereien.

Nachrichten über den hamelfchen Krug und das Brauwesen zu Böfingfeld liegen schon aus dem Anfang des 16. Jahrhundert vor. Freibräuer im hamelfchen Krug war damals Hans Kowold. Auch seine Nachfolger sind bekannt.

Die Bierpreise schwankten nur wenig. Eine Tonne hamelfches Bier kostete 1584 1 Taler; eine Tonne Böfingfelder Bier 27 Groschen. Zum Vergleich möge dienen, daß zu gleicher Zeit ein Fuder Roggen 22 Taler, ein Kalb 1/2 Taler, ein Hammel 1 Taler und eine Seite Speck von 18 Pfund 1 1/2 Taler kosteten.

Auf ihre Bitte wurde den Bewohnern des Fleckens Böfingfeld im Jahre 1605 das Braumatt bewilligt. Der von Graf Simon VI. unterschriebene Konzeptionsbrief ist am 24. Mai 1605 ausgefertigt. In die Brauergilde wurden aufgenommen: 1. Jasper Krull (= Kramer), 2. Nolte Lesemann, 3. Heinrich Kolfes, 4. Arend Depping, 5. Hermann Schweinebart, 6. Heinrich Schweinebart, 7. Simon Hesse, 8. Heinrich Lesemann, 9. Hans Knap, 10. Diederich Korff, 11. Arend Biesemeyer, 12. Johann Bunte. Nur diese durften brauen. Die Aufnahme neuer Braugenossen war von der Zustimmung des Grafen und der Gilde abhängig. Es sollte gutes Bier gebraut und zu jedem „Brauwesen“ ein halbes Fuder Malz genommen werden. Damit keiner dem anderen vorgriff, mußte nach der „Reige“ (Reihe) gebraut werden, wie es in anderen Städten und Flecken gebräuchlich war. Daher rührt der Name „Reihebrauer“. Eine Ausnahme war nur für den aus Lemgo gebürtigen Jasper Krull vorgelesen. Diesem wurde gestattet, neben dem hamelfchen Krüge, den er kurz vor 1600 erworben hatte, Böfingfelder Bier nach Belieben zu brauen, d. h. er wurde außer Reihebrauer auch Freibräuer und mußte dazu eine eigene Braupfanne haben. Die übrigen elf Reihebrauer hatten eine gemeinsame Braupfanne („Reihepfanne“), die, wenn einer mit dem Brauen fertig war, zum nächsten gefahren wurde. Die sonstigen Braugeräte mußte sich jeder selbst halten. Wenn ein Reihebrauer seinen Vorrat an Bier erschöpft hatte, so saßen die Gäste auf dem Trodenen, falls der Gastgeber nicht auch das Recht zum Branntweinauschenken hatte. Die freien Brauer dagegen brauten und verkauften Bier bei Bier, d. h. sie brauten dem Bedarf entsprechend.

Zur Abhilfe der Finanznot führte die Regierung 1605 eine Tranststeuer auf Bier ein, die zu der schon bestehenden Bier-Altzise, einer geringen Abgabe der Krüger vom Gewerbebetriebe, hinzukam. Bei der Tranststeuer handelte es sich um eine Abgabe auf alles inländische und eingeführte Bier oder Broghon. Die Tranststeuer betrug vom Fuder 1 Taler, von der Tonne 6 Groschen. An Altzise wurden für zehn Fuder 1 Taler erhoben.

Der 30jährige Krieg brachte das Bierbrauen in Böfingfeld fast zum Erliegen. Aber die Braugenossen wachten über ihr Privileg und als Graf Johann Bernhard das Brauen ohne Wissen und Willen der Gilde einem alteingesessenen Böfingfelder gestattete, beschwerten sie sich am 11. Februar 1651. Graf und Gilde einigten sich jedoch; das alte Privileg von 1605

wurde erneuert und am 18. Dezember 1651 erfolgte auf Ansuchen sämtlicher Braugenossen zu Böfingfeld die Neuaufnahme.

Die nächste Erneuerung des Privilegs von 1605 geschah am 12. Juli 1668 durch Graf Simon Heinrich.

Nach dem 30jährigen Kriege nahm das Brauen einen erheblichen Aufschwung. Die Tonnenzahl schwankte in den einzelnen Jahren. Im Rechnungsjahr 1673/74 brauten die Böfingfelder Reihebrauer 3. B. insgesamt 442 Tonne Bier. Margarete Krull, die Witwe des Pastors Albert Neuwald, bat 1666 einen anderen für sie brauen zu lassen, wenn die Reihe an ihr sei. Sie besaß ein altes Privileg, konnte aber wegen Mangel an Geräten nicht selbst brauen. Über die Zulässigkeit dieses Verfahrens holte die Regierung in mehreren Städten Gutachten ein.

Probemänner prüften die Güte des Bieres und kontrollierten die Größe der Maße. Manchmal ging es beim Bierauschank lebhafter her, als dem Gastgeber erwünscht war, so daß dieser von seinem Hausrecht

Gebrauch machen mußte. Auch kam es vor, daß sich die Besucher „braun, blau und bluttrübig“ schlugen, sich „toll und voll“ sofften und nicht nur mit den Kannen hauten, sondern damit auch nach den „Köpfen schmissen“, so daß die Kannen entzwei gingen. Kamen die trunkenen Ehemänner nach Hause, dann entstand mit ihren Frauen „großer Krieg“. Einwohnern, die auf der Säuerliste standen, durfte kein Bier verabfolgt werden. Bei Nichtbeachtung des Verbots wurde der Bierverkäufer bestraft.

Zum Schaden der Reihebrauer vermehrte die Regierung im Laufe der Zeit die Zahl der Freibräuer. 1626 verlegte Cord Möller seine Pulvermühle nahe an Böfingfeld. Mit der Pulvermühle war die Braugerechtigkeit verbunden, weil der Pulvermacher stets Bier für seine Knechte (Arbeiter) bereithalten sollte. Der Bogt Studenberg erhielt 1655 das Recht, auf seiner Stätte in Böfingfeld auch hamelfches Bier und Branntwein auszuschütten. 1678 gab es in Böfingfeld vier Freibräuer: Wischmann und Vorleberg (hatten zusammen einen Freitrag), Pulvermacher Berend Freundt, Johann Knefe (Krulls Nachfolger) und Studenberg. Laut Dingung zahlten sie jährlich 44 Taler Tranststeuer und Bieraltzise. Die Reihebrauer zahlten 34 Taler jährlich laut Dingung (ab 1702 nur noch 31 Taler). Konkurrenz machten auch die Branntweinverfeller, von denen es 1676 nur acht im Amt Sternberg gab, und deren Zahl die Regierung ebenfalls erhöhte.

Das letzte Privileg am 4. April 1727

Um 1714 verkauften die Reihebrauer ihre gemeinsame Braupfanne. Die Reihebrauer, die über genügend Geld verfügten, erwarben jeder eine eigene Pfanne. Acht mußten wegen Geldmangel ausgeben. Nur vier: Wischmann und Freundt (ein Krug), Goldmann, Bunte und Kenter setzten das Reihebrauen fort. Wenn nun auch die übrigen Reihebrauer nicht mehr brauten, so waren sie dadurch nicht von der Brauabgabe befreit, denn diese wurde nicht vom Brauer erhoben, sondern sie „klebte“ am Hause. Der jeweilige Hausbesitzer mußte die Abgaben leisten. In früheren Jahren hatte man leicht ein Darlehen von 200 Talern auf die Braugerechtigkeit erhalten können, aber nach dem Verfall der Braunahrung war die Tranststeuer eine Last für die Häuser geworden.

Um den Böfingfelder Brauern aufzuhelfen, erhielt sie für sich und ihre Nachkommen am 4. April 1727

ein neues Privileg. Es war das letzte. Niemand, außer den zur Zeit privilegierten Brauern und Krügern, sollte mehr zum Bierbrauen und -verfellen zugelassen werden. Es brauten damals: Johann Heinrich Freundt und Heinrich Hermann Wischmann, Georg Wehrmann, Johann Heinrich Goldmann, Friedrich Studenberg, Jürgen Meyer, Martin Schwabedissen, Jobst Wilhelm Kenter, Philipp Korff. Die Tranststeuer wurde im Privileg auf 80 Taler festgesetzt. Aber der Verfall des Brauwesens ließ sich nicht mehr aufhalten. 1739 wurde dem Amte gemeldet, daß es bei den Reihebrauern in Böfingfeld „unordentlich“ hergehe, daß nämlich zeitweise kein Bier vorhanden sei. Dies sollte daran liegen, daß Angehörige der Braugerechtigkeit wegen Armut nicht brauen könnten. Der Gilde wurde Strafe angedroht, wenn nicht jederzeit gutes Bier vorhanden sei.

Drei konnten wegen Armut nicht brauen

In der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts sank die Menge des gebrauten Bieres auf etwa 100 Tonne jährlich. Von den acht privilegierten Brauern konnten 1781 drei wegen Armut nicht brauen. Die acht Braugerechtigten haften 1790 auf folgenden Häusern: Philipp Studenberg Nr. 1, Günter oder Pfannen-schmidt Nr. 2, Kenter Nr. 12, Theophilus Studenberg Nr. 46, Vorleberg Nr. 49, Wehrmann Nr. 50, Wartling Nr. 54 (dieser hatte zwei Braugerechtigkeiten. Er wohnte in Bremke. In Böfingfeld Nr. 54 wohnte sein Sohn, der Postverwalter Wartling). Die Besitzer der Häuser mußten die im Privileg von 1727 festgesetzte Tranststeuer von 80 Talern jährlich zahlen. Der Regierung lag daher daran, dem vollständigen Verfall des Brauwesens vorzubeugen. Sie forderte vom Amt Sternberg Vorschläge zur Besserung. Dieses berichtete 1781 und 1790, daß den Brauern nicht ausgeholfen werden könne, weil die Bewohner bei den hohen Gerstenpreisen und dem schlechten Weizenhandel sich an ihr Hausgetränk — das Dünnbier — hielten.

Auch verschmähten die Menschen seit dem Siebenjährigen Kriege das billigste und vornehmste Getränk — das Bier — und tranken Kaffee. Ein Teil der Landleute zöge auch Branntwein vor. Die Amtsbeamten, Pläge und Rohdewald, schlugen vor, den privilegierten Brauern das alleinige Verfellen des Branntweins zu übertragen, den Preis des Bieres um 1 Heller für das Maß zu erhöhen und den Fledenbürgern das Brauen eines dünnen Hausgetränkes zu verbieten. Damit waren die Branntweinverfeller natürlich nicht einverstanden. Sie behaupteten, daß der Niedergang des Brauwesens von dem schlechten Bier herrühre. Das war aber wohl nur eine Ausrede, denn das Böfingfelder Bier stand dem in anderen lippischen Orten gebrauten durchaus nicht nach.

Das 19. Jahrhundert brachte das Ende des einst blühenden Braugewerbes. Es verschwand wie zwei andere alte Böfingfelder Industrien: Leinenweberei und Pulverherstellung.

Fehde zwischen Horn und Rothenfiek

Aus der Geschichte eines alten lippischen Gutes in Leopoldstal

Unweit der Gemarkungsgrenzen der Stadt Horn wurde von einem ihrer Bürger um 1500 das Gut „Rothenfiek“ erbaut. Herrmann Trumpe legte damals den Grundstein des heutigen Gutes Rothenfiek. Aus einem Richtschein des Hornschen Richters Bernd Goitschmit, geschrieben 1530, kann man ersehen, daß Trumpe eiligst Horn verlassen mußte, da er sich schwer vergangen hatte. Wörtlich steht dort: „dat he (H. Tr.) in verleden Tiden mit Unwillen uih Horne hebbe ruhmen und wiken mothen und thor sulven Tied dor nicht weder inkommen mugen.“ Durch Zeugenausagen in späterer Zeit erfahren wir Näheres hierüber. Trumpe sei „bestridt“, da er einen „in der Freiheit geschlagen, aber aus den Hafften ausgebrochen sei“. Ein anderes Mal heißt es, er habe in Horn einen Mann erschlagen und sei „über die Mauer gefallen“ (geflohen).

Darum ist es auch nicht verwunderlich, daß die Hornschen einen tiefen Groll gegen Trumpe mit sich herumtrugen. Raum war es bekannt, daß dieser die Freiheit besaß, an ihrer Grenze ein Gebäude zu errichten, „da hebbben die von Horne hergekommen mit der ganzen Macht“, so besaß der oben erwähnte Richtschein, „und wollten dat Hys, dat he also upgericht, umehouwen und es nenneliewise liden“.

Aber nun ereignete sich etwas Unerwartetes. Der damalige regierende Fürst in Lippe, Bernhard VII. (Belliscolus, geb. 1429, gest. 1511) erhob Einspruch. Er verlangte von den Hornschen, man solle „seiner Gnaden tho Gefalle“ den Bau gestatten.

Wie ist die plötzliche Einmischung des Landesfürsten zu erklären? Um 1500 war eine Isfete Trumpe „Maghet und Bisle-persche“ des Junkers Bernhard. Man vermutet, daß Herrmann Trumpe deren Bruder oder doch ein naher Verwandter war.

Trumpe mußte vor Gericht versprechen, daß die errichteten Gebäude nach seinem Tode wieder entfernt würden. Auch der Landesfürst hatte bei seinem Eingreifen die Hornschen zu beruhigen versucht, indem er versprach, nach dem Ableben seines Schützlings für die Beseitigung des Gutes Rothenfiek zu sorgen. Trotzdem vererbte Trumpe 1530 sein Besitztum an seinen Sohn, und trotzdem belehnte Graf Simon V. nach dem Tode Trumpes um 1540 die Familie des Sohnes mit der Hufe und Wohnung samt Hofezins. Über diese Ungerechtigkeit wurde die Wut der Hornschen Bürger noch gesteigert. Sie warteten jetzt auf eine günstige Gelegenheit, bei der sie Vergeltung üben konnten.

Doch der junge Trumpe trieb ohne Bedenken kein Vieh auf Hornsches Gebiet. Er hatte ja einen sicheren Rückhalt! Damals begannen die Hudestreitigkeiten mit der Stadt Horn. Man beklagte sich, daß auf Rothenfiek zu viel Vieh gehalten würde („neunzehn oder mehr Kuhhäubter, fünfzig Ziegen und einen Haufen Schweine“). Es kam zu regelrechten Kämpfen mit Waffen, als 1541 die Hornschen Trumpes Vieh nach Sittre der Zeit verpfänden wollten, da die Rothenfieker Tiere wiederum auf Stadtweiden gebüet wurden. Trumpe mußte sich bei der Regierung beschweren, um die ihm abgenommenen Tiere zurückzuerhalten.

Die Streitigkeiten wurden immer häufiger und verschärften sich stetig. Dieser ewige Kleinkrieg konnte nicht gut enden. Der 23. August 1544 war ein schwerer Tag für Gut Rothenfiek und Horn. Das Rothenfieker Vieh, angetroffen auf Hornsche Weide, soll gepfändet werden. Es gibt ein Handgemenge, bei dem der Hornsche Kuhhirt Engelbert erschlagen wurde.

Diese Tat rief die größte Aufregung unter den Stadtbewohnern hervor. Es brodelte und kochte vor Zorn in den sonst so friedfertigen Bürgerseelen. Die

drei Bürgermeister Bertold Bamefe, Herrmann Hoder und Rord Robewig machten sich eilig auf den Weg nach Detmold. Auf Grund der Ereignisse und der Abmachung mit Bernhard VII. suchten sie die sofortige Beseitigung des Hauses in Rothenfiek zu erlangen. Der Besitzer sollte ebenfalls zur Rechenschaft gezogen werden. Sie drängten auf einen raschen Bescheid, da sie befürchteten, daß die maßlose Verbitterung die Bürger zu unüberlegtem Handeln hinführen könnte. Die drei Beforgten erhielten aber in Detmold zur Antwort, daß in der folgenden Woche ein Tag festgesetzt würde, an welchem dieser Fall verhandelt werden sollte. Bedrückt und sorgenvoll kehrten die Bürgermeister heim.

Das Unheil war bereits geschehen, welches man verhindern wollte. Niedergerissen waren Häuser und Hof des benachbarten Gutes. Ein wüster Trümmerschaufen zeugte von dem Haß und der Rache der Städter.

Daraufhin wurde am 3. September in Cappel ein Landtag zusammengerufen. Allgemein betrachtete man das Handeln der Hornschen als Landfriedensbruch. So verhängte man über Horn die härteste Strafe, die es in der damaligen Zeit für solche Art Vergehen gab. Die Stadt wurde von der Grafschaft in die Acht getan. Niemand durfte nach Horn hinein. Die Straßen wur-

den gesperrt, der Handel wurde lahmgelegt. Die Habe, das Eigentum der Städter, sollte „bekummert“ — mit Beschlagnahme belegt werden —, wo man ihrer habhaft wurde.

Schon bald waren die Kleinstädter genötigt nachzugeben und begannen am 8. September mit der Regierung zu verhandeln. Folgendes wurde bestimmt:

1. Das Bauholz hat die Stadt Horn zu liefern. Auf Kosten der Stadt werden zwei Zimmerleute angestellt, die das Haus wieder aufzurichten haben.
2. Der sonstige Schaden wird abgeschätzt und ist den Trumpschen zu ersetzen.
3. Die Höhe der von der Stadt zu zahlenden Strafsomme wird von der Regierung festgesetzt.
4. Ist bis Martini das Haus nicht fertiggestellt und die Strafe bezahlt, so verfällt die Stadt in eine weitere Strafe von 500 Gfl.
5. Die Stadt hat bei der Regierung um Verzeihung zu bitten.
6. Die Straßen sollen wieder geöffnet, der Kummer soll aufgehoben werden.

Damit war der Bestand des Hauses und des Gutes Rothenfiek für die Zukunft gesichert. Niemand erinnerte mehr an die verpfändene Beseitigung. Die Hudestreitigkeiten wurden dadurch allerdings nicht beendet. Einen vorläufigen Abbruch fanden sie erst im Jahre 1553 durch ein besonderes Abkommen. Hiernach durfte man in Rothenfiek nicht mehr als 4 Pferde, „12 Häubter Kuhquedes“ oder „Kuhbeißer“ und 12 Schweine halten bzw. auf Hornsche Weiden treiben.

Das Schicksal des Meierhofes zu Krentrup zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges

Der damalige Besitzer des Meierhofes hieß Heinrich Meier zu Krentrup. 1618, also zu Beginn des 30jährigen Krieges, verheiratete er sich mit Isfete Gronemeier vom Gronhof an der Berre. Beide waren persönlich frei. Da Isfete aber auf den Hof heiratete, mußte sie 70 Thaler „Weintauf“ entrichten, und eine gewisse Witwe aus Rinteln forderte noch an rückständigen Geldern die Summe von 300 Thalern. Wie sollte der Meier diese Summen in den Wirren des Krieges aufbringen? Zwar verstand es die gräfliche Regierung zu Detmold, durch stete Beteuerung ihrer Neutralität den „Krieg“ von dem Lande fernzuhalten, aber durch die vielen Durchmärsche, durch Drangsale, Plünderungen und Mord hatte auch Krentrup schwer zu leiden. Dem Meier wurde sämtliches Vieh geraubt und abgeschlachtet, die herrlichen fünf Karpfenteiche wurden abgelassen. Die Bewohner waren sich des Lebens nicht mehr sicher. Sie flüchteten ins Ahlenbruch, ins Berter Holz und in die übrigen Beriete. Dann brach die eingeschleppte Pest aus. Verheerend wirkte sich diese Seuche im Amte Derlinghausen und somit auch in Krentrup aus. Heinrich Meier zu Krentrup und seine meisten Kinder erlagen dieser Seuche. Nur die Witwe und eine Tochter blieben verschont. Diese heiratete 1640 einen Johann Pott aus dem Hagedorfe, „iht (sieht) Meier zu Krentrup“.

Pastor Butterweck (†) hat über diesen Pott folgende interessante schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen: „Am Herbst des Jahres 1638 war er (Pott) bei Hof in Schötmar auf einer Hochzeit als Junggeselle. Dort hatte sich auch der Obrist-Wachmeister Rembert Wilhelm von Bredde, damals Conduktor auf Heerfe, als Gast eingefunden. Dieser, ein alter Haudegen, hatte an die jungen Leute die Frage gerichtet, ob sie nicht Lust hätten, mit ihm in den Krieg zu ziehen, er wolle ihnen allen nicht nur guten Unterhalt verschaffen, sondern jedem ein Pferd mit Zubehör, einen

Köller und 20 Thaler geben, sie möchten sich nur am nächsten Sonntage alle auf Heerfe einfinden, um das Versprechen in Empfang zu nehmen. „Da ich nun noch unbeweibt und ein Junggeselle war, bin ich am Sonntag darauf mit Barthold Bankote, Valf Elercamp und Barthold vom Rosenhagen nach Heerfe gegangen, um das Pferd und Geld zu holen.“ Rembert Wilhelm de Bredde hielt sein Versprechen nicht, so daß die Burken nach dem Hagedorfe Kr. wieder abzogen. Es kam zur Heirat zwischen der Tochter des Meiers und des genannten Pott. Er übernahm, wie es heißt, „dessen verordneten Hof und Güter.“ de Bredde begann wieder, die Verbetrommel für den Krieg zu rühren. Gewalt war an der Tagesordnung! Der Meier befürchtete, von dem Obristen für den Kriegsdienst entführt zu werden und wandte sich mit seinem Anliegen an den Grafen zur Lippe; der Meier wurde nicht mehr belästigt.

Doch Ruhe sollte der Meier nicht haben. 17 Wochen war ein Markender, der sich jetzt in Schötmar aufhielt, auf seinem Hofe gewesen, hatte dort sein Quartier aufgeschlagen, geflohen und geplündert. Das wollte sich der Meier, der auf eine Begleichung der Rechnung wartete, nicht gefallen lassen. Er zog mit einem gewissen Konduktor Albert Windmeier zu dem Markender. Beide hatten Forderungen. Zunächst sollten sie „sich vollgeoffen“ haben. Dann kam es zu einer blutigen Schlägerei zwischen den beiden Parteien. Der Markender wollte dem Meier die Rechnung nicht begleichen, und der W. zahlte dem Soldaten nicht den versprochenen Thaler für ein „besorgtes Pferd!“ Die Schlägerei nahm kein Ende. Da wurde die Sturmglöckel geläutet. Niemand wollte die Schuld an dem Zusammenstoß auf sich nehmen. Doch wurde der Meier zu Krentrup zu drei, und der Windmeier zu vier Thalern Strafe verurteilt.

Die Schwester des Meiers zu Krentrup, Isfete, hatte auf den Hof Burhagen geheiratet. Aber aus dieser Hof litt unter dem Kriege sehr. Die dort einquartierten Soldaten benahmen sich gegen die Gastgeber nicht ehrenvoll. Die Frau wurde vergewaltigt. Böse Nachbarn warfen ihr Ehebruch vor. 1624 zog man die Kompanie bei Waddenhausen zusammen. Bei ihrem Abzug vom Hof zerstückte die Soldateska alles kurz und klein, die Betten gingen in Flammen auf. Der heranwachsende Sohn des Huzhagen mußte alle diese Übelheiten miterleben. Die Miterzieher des jungen Huzhagen waren mächtiger als die guten Absichten der Eltern.

Alle schlechten Eigenschaften der durchziehenden und einquartierten Soldaten machte er sich zu eigen. Er wurde ein regelrechter Räuberhauptmann. Kurz vor Schluß des unglückseligen Krieges stellte er sich an die Spitze von 30 Schweden, bei Nacht und Nebel überfiel er die Höfe der Nachbarschaft, raubte und plünderte nach Herzenslust. Unter anderem zog er auch zum Rittergute Niederbarkhausen bei Derlinghausen und raubte sämtliche Kühe und Betten. Der Haß gegen ihn, den Neffen des Meiers, stieg von Tag zu Tag. Die Friedensglocken läuteten zwar, aber die Radweide des furchtbaren Krieges hielten noch an. Der Hof Huzhagen ging in Rauch und Flammen auf. H. Dtm.

Was einst am Schmuggelkrug passierte...

Hart am Sennerande, umgeben von alten Föhren, auf einer Anhöhe gelegen, war der Schmuggelkrug. Den Schmugglern wohlbekannt. Sonst merkte man dem mächtigen Bau von 50 m Länge und 30 m Breite nicht an, was hier sich zu- trug. Die zwischen den Grundmauern liegenden Keller und Aufbewahrungsräume konnten von außen nicht wahrgenommen werden. Kein Fenster verriet das. Keine Treppe führte zu den Schatzkammern. Im Fußboden waren getarnte Klappen vorhanden, und mit Leitern konnte man in die Finsternis hinabsteigen.

Ein Schmuggler erschien hoch zu Roß. Er begehrte einen Sack Kaffee, den er bereitwillig nach Bezahlung vom Krüger erhielt. Der Reiter legte ihn auf sein Roß, schwang sich aufs Pferd und trabte davon. Was konnte ihm schon geschehen! Nur noch zweihundert Meter trennten ihn von der preussischen Grenze. Ein Lied lallend, passierte er den „Wellenkrug“, nur noch 30 m trennten ihn von der Grenze. Doch,

o Schreck, wer kam ihm entgegen? Der Oberzollkontrollleur von Bradwede. Blich schnell arbeitete sein Gehirn. Wie konnte er sich aus der Patsche retten? „Guten Tag, Herr Kontrollleur“, grüßte er höflich. „Was hat er denn in dem Sack?“ — „Da drin ist Schmugglerware. Die hat der Unterkontrollleur den Schmugglern abgenommen, und ich soll sie nach Bradwede zum Oberkontrollleur schaffen.“ „Recht so, mein Sohn, da geb er sie bei meiner Frau ab.“ „Ja, aber Herr Oberzollkontrollleur, da ist doch ausgemacht, daß ich dafür eine Belohnung kriegen soll“, drückt er verlegen seine Mähe. „Die kann er sich auch bei meiner Frau holen.“ „Ach, Herr Oberzollkontrollleur, mit den Weissleut will ich nicht gern zu tun haben. Kann mir der Oberzollkontrollleur das Sümmchen nicht selbst geben?“ Und der Beamte, human und generös, wie er in und außer Dienst stets war, drückt dem Schmuggler die Belohnungsgroschen in die Hand. Roß und Reiter sah man niemals wieder...

Dtm.

Trunksuchtbekämpfung in alter Zeit

Fast jeder bei lippischen Gerichten tätige Rechtsbeistand wird sich mit der noch heute in gewissen Fällen gültigen, im 3. Bande der lippischen Gesetzsammlung abgedruckten „Verordnung wegen der Gütergemeinschaft unter Eheleuten“ vom 27. März 1786 beschäftigen müssen. Dabei wird er unswärge die in demselben Bande verkündete „Verordnung wegen der Hochzeiten, Kindtaufen und Hausbühnungen“ vom 1. April 1783 entdecken.

Die Präambel dieser Verordnung nimmt auf frühere Verfügungen, die sich mit der Regelung der „Gastereien“ sowie dem Kampf gegen „Branntwein“ und „Vollfäuferei“ befassen, Bezug und fährt schließlich fort: „Anlaß und Ursache dieser Geheße (der früheren Verfügungen) waren nach den Zeiten, worin sie gegeben worden, äußerst wichtig. Herrschender Hang zum Saufen und Schwelgen, damit verbundene Neigung zum Müßiggang und Begierde, ihn durch leichte Mittel zu pflegen; diese alle wurden durch die verbotene Gelage genährt“. Der Text weist auf die — Gesundheit und Moral — schädigende Wirkung des Trinkens hin und stellt endlich fest, daß „der Hang zum Saufen, Schwelgen und Müßiggang — Gottlob! — nicht mehr (1783) so herrschend und die hier und da noch übrige individuelle Neigung dazu, durch besonders darüber auch schon verordnete obrigkeitliche Aufsicht, wohl zurückzuhalten“ sei; es bedürfe also „nach dem Grundsatze: daß alle Polizeigesetze nur so lange dauern müssen, als ihre Ursachen währen, einer Abänderung“. Er, der Landesvater, habe daher „diesen Gegenstand am letzten Landtag in patriotische (!) Überlegung gebracht“, und er gebe somit seine „mit erfolgtem Beirath getreuer Stände von Ritterchaft und Städten“ verfaßte Verordnung bekannt.

Danach blieben „Zehrungen, die vorzüglich auf Geldschneiderereien zielen, also bei dem der Fenster-Ruh-Schaaß- und Immenzehrungen, wie auch der Spinnerey“ ganz verboten. Feiern bei Hochzeiten und Kindtaufen wurden mit gewissen Einschränkungen „wieder frey gegeben“. Ihr Umfang hatte sich aber „nach eines jeden Zustand und Vermögen“ zu richten. Ferner wurde „der Gebrauch fremden Getränks, also auch der des Kaffee und Weins (!), bei 10 und nach Befinden mehr Gfl. Strafe“ unterlag. Für jede erlaubte „Gasterey“ wurde „nur ein Tag, und bloß für Hochzeiten zwey Tage, verstatet“.

Es folgt die Androhung, daß bei Mißbrauch dieser „gut gemeinten Vergünstigung“ in Gestalt von „Unmäßigkeit im Essen, Saufen“, usw. wieder „alle strengen Geheße eingeführt“ würden. — Um jedoch „solchen Mißbräuchen aufs möglichste vorzubeugen“, erging des befohlenen Landesvaters weitere Anordnung, daß „in den Städten . . . , Flecken, Dörfern und Bauerschaften . . . zwey Männer, die besten Haushälter, die ehrbarste und gestiftete, zu Aufseher auf diese erlaubte Gelage angestellt werden, diesen dann allemal vom Vorhaben einer solchen Gasterey, wie sie eingerichtet, welche dazu eingeladen werden sollen, die Anzeige geschehen“. Diesen beiden Männern lag es ferner ob, bei der „Gasterey gegenwärtig“ zu sein, auf „Ordnung und Ruhe“ zu sehen und „gegen Störung und gefehrwidriges Verhalten obrigkeitliche Hilfe gleich zu begehren“. Endlich ergiebt die „nachdrückliche Empfehlung“ an „Drosten und Beamte aufm Lande, wie auch Bürgermeister, Richter und Räte in den Städten“ auf die Befolgung dieser Verordnung zu achten.

Weit schärfere Maßnahmen gegen den Alkoholmißbrauch sind in den bereits erwähnten früheren Verfügungen angekündigt.

Die „Verordnung wegen der Vollfäuferei“ vom 17. März 1767 enthält zunächst die Klage des Landesherren darüber, daß „viele mit Verschmämmis ihrer häuslichen Arbeit und anderer Geschäfte dem Geheße nachgehen, das Ihre verpassen und verschwelgen, und endlich an den Bettelstab geraten“, weshalb er sich bewegen fühle, „das unmäßige Saufen und Schwelgen ein vor allemal ernstnachdrücklich zu verbieten“. Es wird angedeutet, daß „die Brantweins- und andere Saufgelage inskünftige durchgehends und schlechterdings abgeschafft und verboten seyn sollen“. Der Obrigkeit wird aufgegeben, „auf die Säuffer und Trunkelbolde ein wachames Auge zu haben“, diese zu warnen und bei „nicht erfolgter Wirkung“ der Verwarnung den Unbeteiligten „bei Wasser und Brod einzuthüren (einzusperrern), und bei noch nicht verpürter Beförderung den Trunkelbold auf einen Sonntag an den Pfahl stellen zu lassen“. Zuletzt wird mit dem Zucht-haus gedroht! —

In einer Verordnung aus dem Jahre 1748 befaßt sich Simon August, „Regierender Graf und Edler Herr zur Lippe“, darüber, „daß an denen Sonn- Fest- und

Beht-Tagen selbst unter dem Gottesdienste die Bier-Brantwein- und Weinhäuser mit Gästen angefüllt seyn und darin ohngeachtet allerhand Inforten getrieben werden“. Der Besuch eines Gasthauses „unter denen Predigten“ wird mit Geldstrafe, u. U. sogar mit „exemplarischer Strafe am Leibe“ bedroht. Die Strafe trifft sowohl den Gast als auch den Wirt, der zum genannten Zeitpunkt geistige Getränke ausschüttet.

Eine Verordnung vom 27. März 1710 führt aus, daß die „Säuffer . . . am Tage des Herrn den Gottesdienst entweder gänzlich veräumen“ oder „sie in-mitteltst wohl beffosen, und in den Stand geraten sind, daß sie von Gott und seinem Worte weniger denn nichts zu begreifen vermögen“.

Andere Verfügungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert wenden sich gegen „in denen Krügen zur Un-lust und Schlägerei sich aufhaltende Led' gänger“ (Junggesellen), denen im übrigen auch das Einstiegen in die Mägdekammern abgewöhnt werden soll.

Der Vorbeugung alkoholischer Erzeffe wegen war e in der Polizei-Ordnung von 1620 und der Ver. rdnung vom 3. Januar 1691 die Polizeistunde auf „des Som-mers Abends um 9, und des Winters um 8 Uhr“ fest-

gesetzt. Ein jeder sollte dann „in Stille nach Hause gehen“. In der Polizei-Ordnung wird auf die infolge „unordentlichen Vollsaufens“ entstehende Bereit- ist zu tödlich auslaufenden Schlägereien hingewiesen. Ferner enthält die Polizei-Ordnung folgende Vorschrift für die „Weibespersonen“: „Seht sich eine Weibes-person in öffentlich Belag, so fol dieselbe 1 Goldfl. zur Brücke geben, der Krüger, so es verschweigt, eben-gehalt.“ —

Die „Lippische Kirchen-Ordnung“ von 1684 ent-hält für das Kirchenpersonal — vom Geistlichen bis zum Küster — Anweisungen über die Stellung zum Alkohol. Endlich liest man in der Kirchenordnung fol-gende drastischen Worte: „So wird auch ernstlich ver-boten alles Schwelgen, Freffen und Saufen, darinne ein heillofes Wesen und garstiges Saubelen ist wo-durch . . . dem unreinen Geist Raum gemacht wird, dajelbst zu wohnen und sein Werk zu haben, auch alle Unkeuschheit und fleischliche Unzucht, Hurerei, Ehe-bruch und dergleichen Schanden, wodurch das Land mit unehelichen Kindern angefüllt . . . wird.“ —

Es würde den Rahmen dieser Darstellung sprengen, wollte man den Inhalt weiterer Verfügungen, die die „Vollfäuferei“ zum Gegenstand haben, wieder-geben. Darauf sei nur noch hingewiesen, daß vom Jahre 1751 ab bis etwa zum Jahre 1800 jeder Jahr-gang der Lippischen Landesverordnungen etwa 2 bis 3 Verfügungen enthält, die sich mit dem übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke befassen.

— — — — —

Aus der Chronik der Piderits in Hovedissen

Hovedissen liegt nordöstlich von Leopoldshöhe, an der Straße Heipke-Schudenbaum. Es war früher eine Bauerschaft, die im 18. Jahrhundert aus fünf Höfen bestand: dem adeligen Gut und den vier Höfen Ostmeier, Honerlage, Meise und Gädede. Das heutige Gut besteht aus den ersten vier Höfen, während der Hof des Bauern Gädede jetzt der Familie Grabbe ge-hört.

Das adelige Gut kaufte 1609 Philipp Eberhard de Bredde von Simon VI. Grafen und Eblen Herrn zur Lippe und vererbte es an die Familie von Kessel. Von den von Kessel erwarb es der lippische Präsident Christoph von Piderit.

Er stammt von dem bekannten lippischen Geschlecht Piderit aus Blomberg und ist dort am 2. Januar 1668 als Sohn des Kaufmanns Christoffel Piderit und der Anna, geb. Stöbrius, geboren. 1696 wurde Chr. von Piderit Bürgermeister von Blomberg und 1698 Kan-zeleirat zu Detmold. Bis zum Jahre 1748 war er größt-lich-lippischer Kanzler und erhielt 1713 den Reichsadel für sich und seine Nachkommen.

Christoph von Piderit hatte am 14. September 1726 das Gut Hovedissen und den Schudenhof ge-kauft. Er hatte jedoch vergessen, den Kauf und die adelige Freiheit vom Landesherren, Simon Heinrich Adolph Graf und Edler Herr zur Lippe, bestätigen zu lassen. Als dieser von dem Kauf durch andere Geheim- und

Regierungsräte erfuhr, schrieb er ihm folgenden Brief (gekürzt):

„Wir Simon Henrich Adolph regierender Graf und Edler Herr zur Lippe, Souverain von Lianen und Amenden, Erburggraf zu Utrecht, urkunden, nachdem Unser Regierungspräsident Christoph von Piderit das adelige Gut Hovedissen und Schudenhof gekauft, dabei sich aber Unserer landesherrliche Con-firmation nicht nur des Kaufs an und vor sich selbst, sondern auch der dabei hergebrachten adeligen Freiheit und Gerechtigkeiten vorbehalten, und Uns nicht weniger geziehend erachtet, Wir gnädigst geruhen mögten, Ihm sothane Confirmation angedeihen zu lassen, daß Wir den Kauf insgesamt als auch insbe-sondere die adelige Freiheit sowohl des Schudenhofes als auch Hovedissen mit ihren Zubehörten landesherr-lich confirmiert haben. Geben auf Unserer Residence Detmold, den 15. Oktober 1726.“

Simon Henrich Adolph Graf Lippe.“

Nach Christoph von Piderits Tod im Jahre 1756 erbte Hovedissen sein dritter Sohn, Christoph Philipp. Dieser starb jedoch 1773 in Hovedissen ohne Nachkom-men, und so wurde es 1774 an den Geheimen Rat Franz von Borries verkauft. Dieser vererbte Hove-dissen an seinen Neffen Franz Wilhelm von Borries, dessen Nachkommen es heute noch besitzen.

S. Schu.

Die umstrittene Königshochzeit

Wie eine romantische Idylle wirkt die alte und ehrwürdige Kirche mit ihrem noch aus der romanti-schen Bauzeit stammenden Turme und der über tau-send Jahre alten Linde inmitten des Dorfbildes. Noch immer hält sich in Elbringen die Überlieferung, daß in dieser Kirche einstmal ein König mit einem einfachen Mädchen getraut worden sei und die Hoch-zeitigste unter der Linde das Hochzeitsmahl ein-genommen hätten. Wer ist nun dieser König, der in Elbringen getraut worden ist? Geschichtlich steht fest, daß im Sommer des Jahres 1791 der Herzog Willi-am von Clarence, der dritte Sohn des Königs Georgs III. von England, der zugleich König von Hannover war, im Auftrage seines Vaters in Deutsch-land weilte und mit seiner eben angetrauten Ehefrau Karoline von Leiningen, der Tochter eines preu-ßischen Generals, im August 1791 auch das Bad Pyr-mont besuchte. Die Trauung soll am 21. August 1791 in der „Waldfapelle am Sennewalde“ stattgefunden haben. Vielleicht ist tatsächlich damit die Kirche in Elbringen am Schwalenberger Walde gemeint, zumal damals über Elbringen auch die Hauptverbindungsstraße von Kassel über Pyrmont nach Hameln, Hannover und Bremen verlief.

Zur Zeit der Trauung war der im Jahre 1765 geborene William noch nicht König, sondern Admiral der englischen Flotte, obgleich er hin und wieder auch als persönlicher Bevollmächtigter des Königs beim Besuch europäischer Höfe fungierte. In amerikanischem Unabhängigkeitskriege hatte sich William, der ein See-

mann von hohen Graden war, durch seine kühnen Kaperfahrten hervorragend bewährt, und auf Grund seiner Verdienste wurde ihm im Jahre 1789 der Titel eines Herzogs von Clarence verliehen. Nach dem Tode des kinderlosen Georg IV. wurde William von Clarence 1830 als Wilhelm IV. König von Eng-land und Hannover. Zu dieser Zeit war seine wahr-scheinlich in Elbringen mit Karoline von Leiningen geschlossene Ehe aber bereits geschieden. Eine andere illegitime Ehe ging Wilhelm IV. mit einer reichen Schauspielerin ein, die ihm zehn Kinder schenkte, welche den Familiennamen Fitz-Clarence erhielten und deren Nachkommen noch heute in der englischen Gesell-schaft eine Rolle spielen.

Als Pastor wirkte im Jahre 1791 in Elbringen Heinrich Wilhelm Schönfeld, der in Blomberg geboren war. Auch er war wie Wilhelm von Clarence weit in der Welt herumgekommen. Als Lehrer in der Stadtschule in Emden kam er mit Offizieren der da-mals in Emden stationierten preußischen Flotte zu-sammen. Auf Grund dieser Bekanntschaft mit seamä-nischen Kreisen kam er zunächst als Prediger nach Hamburg und nahm 1797 eine Stelle als Schiffs-prediger der preußischen Flotte in Emden an. Eine dreijährige Schiffsreise auf einem Segelschiff führte ihn in das Kapland, nach Indien, China, Japan und in die Inselwelt des malanischen Archipels. Im Jahre 1771 kam Schönfeld nach Elbringen, nachdem er vor-her 1762 Rektor der Rektorschule in Blomberg und seit 1767 Pastor in Detmold gewesen war.

S. S. S.

Der Ufler Haushaltsplan vor 60 Jahren

Bad Salzungen. Sechzig Jahre sind im Zeitgeschehen eine kurze Spanne Zeit. In der Genealogie umfassen sie nicht mehr als ein Menschenalter. Von welcher Bedeutung sie aber für die Entwicklung eines Ortes, insbesondere eines sich sprunghaft gestaltenden Kurortes sein können, zeigt sich ganz offensichtlich beim Vergleich der kommunalen Entwicklung an der Hand der Haushaltspläne aus der damaligen mit der allerneuesten Zeit. Nicht nur zahlenmäßig, sondern auch rein inhaltlich, bezüglich der damaligen mit den heutigen kommunalen Aufgaben, ist ein solcher Vergleich recht aufschlussreich und mit seinen Einzelheiten besonders für alle die sehr interessant, denen er so manche Begebenheit aus der frühesten Kindheit wieder wachrufen wird. Vor uns liegt der „Voranschlag der Gemeinde-Rechnung der Stadt Salzungen für das Jahr 1895“. Schon aus einigen Zahlen geht die damalige gerühmte Zeit dieses kleinen Aderstädtchens hervor beim Vergleich der Zahlen des Haushaltsplanes nach knapp 60 Jahren. Sie zeigen uns aber auch, welche gewaltige Entwicklung zu einem der wichtigsten und größten Kurorte die Stadt Bad Salzungen in der Zeit einer einzigen Generation durchgemacht hat.

Die Einwohnerzahl von Salzungen betrug im Jahre 1895 = 4665 (1954 = vergleichsweise rund 16200). An Heilquellen waren nur die Paulinenquelle und die Sophienquelle erbaut, also weder die Loosquelle, der Neubrunnen und die für die spätere Entwicklung viel wichtigeren Thermalquellen Leopoldsprudel und Themalsprudel II. An 2100 Kurgäste (1953 = 31143) wurden 1895 insgesamt 22737 Bäder (1953 = 510595 Kurformen) abgegeben.

Die gesamten Einnahmen sowohl als die Ausgaben des Jahres 1895 betrugen ganze 92624,19 M. (1954 = ohne den noch zu erwartenden Nachtrags-Haushaltsplan bereits 4527542,— M.). Es war auch für den Kammerer „die gute alte Zeit“, wenn rd. 75 Prozent der Einnahmen aus städtischen Einrichtungen und Grundbesitz herinkamen und nur ein verhältnismäßig geringer Teil durch Steuern aufzubringen war. Der wichtigste Einnahmeposten war der Sparkassenüberschuß mit 39000,— M. (1954 = —,— M.). Das waren allein 42 Prozent des gesamten Einnahmebedarfs. Die städtischen Forsten hatten 1895 einen Überschuß von 18800,— M. (1954 = —,— M.). Man muß hierbei bedenken, daß diese beiden Posten damals 62 Prozent des gesamten Haushaltsbedarfs deckten. Umgerechnet auf 62 Prozent des Haushaltsplanes für 1954 wäre dies ein Betrag von mehr als 2800000,— M. An Steuern wurden insgesamt nur 11696 M. erhoben, und zwar Grundsteuer 939 M., Klassen- und Einkommensteuer 9000,— M., Hundsteuer 800,— M., Branntwein-Steuer 450 M. und Ruhe- und Grundgeld 1,92 M.

1895 amtierte als Stadtoberhaupt der Bürgermeister Schüller. Erster Ratsherr war Ebinger, zweiter Ratsherr Gehring, dritter Ratsherr Strunz, vierter Ratsherr Bolland. Der Stadtbaumeister hieß Schubert und der Kammerer (Rentmeister) Barkhausen. An weiteren Personal waren vorhanden die Bürobeamten Kopfleber, Schelper und Haffe, der Schreiber Königs-

brück, der Polizeiergeant Böhm, der Polizeidiener Hofmann, vier Nachtwächter, ein Flurhüter und ein Hilfsflurhüter, der Stadtförster Knipping und die Holzwärter Rolte und Beifer.

Eine starke Belastung mit 15412 M. waren auch damals schon für die Stadt die Schulkosten. Im einzelnen waren folgende Zuschüsse erforderlich: für die städt. Knabenmittelschule 8619 M., für die Bürgerschule (Kantorschule und Küsterschule) 5758 M., für die Töchterchule 300 M., für die Kleinkinderschule 100 M., für die Handwerker- und Fortbildungsschule 235 M., für die Sedanfeier 400 M. Der Turnunterricht für die städt. Knabenmittelschule wurde im Saale Diesterwald erteilt. Seitens der Bürgerschule wurden für den Vorfänger der Früh-

Peter Hille und die „Landes-Zeitung“

Vor hundert Jahren, am 11. September 1854, wurde in Erwitzen bei Steinheim der Dichter Peter Hille geboren. Zum lippischen Lande hatte er mancherlei Beziehungen, zumal sein Bruder mehrere Jahre lang Pfarrer in Schwalenberg war. In seinem Roman „Die Hasenburg“ beschreibt er nicht nur die Gegend um Schwalenberg mit einer klassischen Schilderung des Marktes von Wilbagen, sondern auch andere Teile unseres lippischen Landes. Da heißt es 3. B. von den Erntesteinen: „Geheimnisvoll wie die Tage ihrer Herkunft ist auch ihr Name. Soll es heißen Eggesteine? Oder heißen sie von den Eltern, diesen schwachhaft unheimlichen Bögeln? Ertz gleich Ertz in der Mundart dieser Bögeln?“ Und über den Teutoburger Wald bei Berlebed schreibt Peter Hille: „Das war wirklich Bildnis, das war Urwald. Immer neue Buchenbäume wurden ertiegen, immer neue Abgründe gewonnen... und hier ist das Wäldchen. Und

kirche 20 Mark gezahlt. — Für Armenzwecke war trotz beträchtlicher Einnahmen aus verpachteten Grundstücken mit 990 Mark, aus Gebühren für Tanzlustbarkeiten mit 150 Mark und aus Zinsen mit 2896 Mark ein Zuschuß zur Armenkasse in Höhe von 6307 Mark erforderlich. — Der Zuschuß zur Krankenkassette (eigenes Krankenhaus im jetzigen Altersheim an der Büstener Straße) betrug 4079 Mark. — Für die Unterhaltung der Straßenbeleuchtung (Gasbeleuchtung im Anschluß an die Gasanstalt von Hoffmanns Stärtefabriken) wurden 2500 Mark benötigt.

Sorgen bereiteten auch damals schon die Wege. Für Unterhaltung der Kommunalwege waren im Haushaltsplan 1895 vorgesehen 140 Mark für die Fabrikstraße, 350 Mark für den oberen Grödteweg und 140 Mark für die Brüderstraße.

Am drückendsten waren im Haushalt die Zins- und Tilgungsbeträge mit zusammen 21456,49 Mark, die fast ein Viertel der gesamten Ausgaben ausmachten. War es nun die Großzügigkeit der Stadtvertretung oder das Bestreben, die Lasten weitmöglichst auf die kommenden Generationen abzuschieben, daß eine Gesamtschuld von 364433 Mark vorhanden war? Das war der vierfache Betrag des gesamten Haushaltsansatzes. Davon waren 228112 Mark Schulden bei der eigenen Sparkasse, 10000 Mark davon waren die Restschulden, die die Stadt in Höhe von 4000 Mark aufgenommen hatte zur Abdeckung einer Unterföhlung des Bürgermeisters Ringsdorf aus dem Jahre 1889. 2000 Mark waren aufgenommen worden zum Engagement einer Kurkapelle. 89800 Mark bildeten den noch zu tilgenden Betrag der Bürgerabfindung, von welcher alljährlich fünf Schuldverreibungen im Höchstbetrage von 1000 Mark ausgelöst wurden.

W. Händel.

Vom fließenden Reichtum verfloßener Zeit

Schon die Namen in ihrer Vielfalt geben einen Begriff von dem, was war, von dem, was dahin. Von der mancherlei Gestalt des Fließenden, wie man's sah, erlebte, unterschied.

Ein Büttchen ist das kleinste Fließende, die unterste Einheit schließlich, das Existenzminimum das flüchtig sich noch eben von der Stelle Bewegenden. Nicht viel größer ist eine Flöte oder Flute oder Flaute. Es gibt sie hier und da in den Aedern. Feuchte Talsenten von flacker Gestalt heißen Sichter oder Sibben. In Heidenoldendorf wurde die „Sichterwiese“ Dorfteil, am Bonstapel wurde sie vergessen. Auch die Sieke gehören in diese Größenordnung. Das alles hängt mit „sichern“ zusammen.

Tief und eng eingegrabene, einprägsam sich schlängelnde Betten sind Schlenken. Es gibt sie bei Lalborn, Haukenbeck und Schlagen, hier auch „Deupe Schlee“ genannt, überhaupt beherrschten sie die brüchigen Sandquartiere der Senne. In Asemiffen kennt man eine „Wiesenschlenke“, in Hasedahl die Umkehr, die „Schlenkerwiese“, in Oberhöhnagen den „Schlinder“.

Das, was ein alter oder junger Lipver oder Lippe bei normalem Wasserstand noch eben ohne Anlauf überpringen kann, bezeichnet er als Beefe. In Sohnhäusen und einigen Westdörfern, wo man schon „vürnehm“ geworden, ein wenig „durchwachsen“ spricht, auch hier und da im Ravensbergischen, redet man von der „Bache“. Die Beeken sind, wenn schon Wasserläufe zweiter und dritter Größenordnung, doch alle nur Zuflüsse der größeren Wasserführer wie Berre, Erter, Emmer, Kalle, Ems und Lippe, jener „Ströme“—Speiser, die in die Nordsee entwässern.

Beeken langläufiger als die vorbenannten, meist mehrere Ortschaften berührend, tragen oft verschiedene Namen, je nach den Namensgebern an Ober-, Mittel- und Unterlauf. Im Möllenbecker Wald laufen sieben unbenannte Beeken nebeneinander in den Wäldchen, ab da heißen sie „Möllenbeek“, zwischen Kloster Möllenbeck und Barenholz spricht man vom „Hauptgraben“, zwischen Barenholz und Erder vom „Herrengraben“.

Einst planlos und plauschte es aus jedem Sief heraus. Man fand es bemerkenswert, wenn einmal einer trocken stand, ein „dräger Sief“ war, sprach von der „Hungerbeek“ (Augustdorf, Henstorf u. a.), wenn der Bach mal ein paar Jahre nicht lief, erblickte man eine böse Vorbedeutung darin, ein Hungerjahr, wenn sie wieder flossen oder umgekehrt. Wasserläufe wie Otternbach und Lichtbäume waren „schiffbar“ mit Ruderbooten jedenfalls. Berre, Bega, Emmer, logar die Reithlage bedeutsam für die Holzflößerei. 1726 gab es 74 Fischbäche im Lande. Amt Blomberg verzeichnet 1699 noch 14 benannte und 6 unbenannte mit „gemeinschaftlicher Fischerei“. Und heute? Kaum einer ist überhaupt noch vorhanden! Wer von den jüngeren Langenholzhausen kennt noch die Biebeke, Beisterbeek, Offenbeek? Einst durchwässerten sie alle drei das „Hofbeek“. Seit der ersten Inflationszeit ist es abgeholt, eingelandet, die Betten zugefüllt. Und so erzählen Beeken und Bäche, als Verlusterscheinung, ganz allgemein von Waldverwüstungen in den Rodungszeitaltern, sind Indikatoren für die Senkung des Wasserpiegels, und darum ernsthafte Mahner und Warner, ein Menetekel vor Hungerjahren in zukünftiger Zeit.

Dr. M. B.

in der Tat; das war so eine Art Heldendichtung der Natur, diese fast stundenweite, von einem Fichtenkranz eingefasste Waldwiese“. Und für die verträpften Bäume am Wege vom Wäldchen nach Berlebed findet Peter Hille die Worte: „Gespenscherhaft und fast Mummenschanz der Trauer die zottigen Zwergweiden mit ihren sonderbaren Köpfen und langen Fransen. Die alten Germanen, ins Gnomische verwandelt, und dahinter, dicht aneinander wie immer, neue Fransenlaas, die alles verdrängten jungen Buchenstämme.“

Jedesmal, wenn Peter Hille auf seinen Wanderfahrten, die oft Irrfahrten waren, nach Detmold kam, sprach er auch bei der Lippischen Landes-Zeitung und ihrem damaligen Besitzer, Adolf Neumann-Hofer, vor, den er durch den aus Ostpreußen stammenden Maler Louis Corinth, seinen Porträtfreund, kennengelernt hatte. Und in einer Mißverständigung einer Schwalenberger Gaststube vergibt Peter Hille auch die Lippische Landes-Zeitung nicht, wenn er schreibt: „Eine Reihe von Flaschen mit der eingegossenen Aufschrift: Brauereigesellschaft Falkenkrug... Eine Reihe von langen, meistens Briloner Pfeifen an Pfählen. Eine große Schnupftabakdose auf dem runden Tisch. Aufschrift: Schnupf, wer will. Die Lippische Landes-Zeitung, die hol' ich mir herüber an meinen Agenten für Fremde und mache eine Verbeugung an die beiden, die daran schon länger sitzen müssen...“

Schauen, erleben, erleiden, enträtseln und gestalten sind die Grundanschauungen Hilles über Leben und Kunst. In Gedankenplättchen epigrammatischer Kürze äußert sich Hille: „Schauen beim Dichter ist Lieben — Der Dichter ist der Werkin, verloren in die Natur, sie zu enträtseln — Ich bin also ist Schönheit — Ich leide Dichtung — Es fällt kein Meiter vom Himmel, wohl aber ein Himmel vom Meiter — Die Blume ist das Lächeln der Pflanze“. Aber auch von farbtastischer Schärfe können die Ausprüche Hilles sein: „Es gibt Stürme, die eine Schlafmütze aufhaben — Einen furchtbaren Jäger hat das Weib, das Alter — Es ist nicht alles Talmi, was glänzt — Vox populi, vox dei: das wollen wir Gott denn doch nicht antun“.

Eine der schönsten Schöpfungen Hilles dürfte wohl sein lyrisches Gedicht „Waldesstimme“ sein: Wie deine grüngoldnen Augen funkeln, Wald, du moosiger Träumer! Wie deine Gedanken dunkeln, Einsiedel, schwer vom Leben, Saffelbeizen Tagesverläumer! Über der Wipfel hin- und Wiederschweben — Wie's Atem holt und voller wagt und braust Und weiter zieht — und stille wird — und faust. Über der Wipfel hin- und Wiederschweben hoch droben steht ein ernster Ton, Dem lauchten tausend Jahre schon Und werden tausend Jahre lauchten... Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

H. L. E.